

Nachtrag - Hinzufügungen

Gustav Schwab



sternchenland.com

calibre 1.1.0

Nachtrag

Die folgenden vierzehn Stücke hat Gotthold Klee 1881 als Herausgeber der 14. Auflage der ›Schönste Sagen des klassische Altertums‹ von Gustav Schwab ergänzend hinzugefügt.

Aktäon

Aktäon war der Sohn des jagdliebenden Gottes Aristäos und der Autonoe, einer Tochter des Kadmos. Als er den Kinderjahren entwachsen war, ward er von dem weisen Zentauren Chiron am kühlen, waldreichen Gebirge Pelion erzogen und zu einem rüstigen Jäger gebildet. Seine höchste Lust war, in Tälern und Bergen dem Weidwerk obzuliegen. Einst jagte er mit fröhlichen Gesellen in den Wäldern des Kithairongebirges, bis die Mittagssonne heiß herniederschien und die kühlen Schatten der Bäume verkürzte. Da rief der Jüngling die Genossen zusammen und sprach: »Beute genug gab der heutige Tag, Stahl und Garn sind naß vom Blute des erlegten Wildes. Darum lasset uns nun der Jagd für heute ein Ende machen! Wenn morgen die rosige Eos am Himmel emporsteigt, erneuern wir unser fröhliches Geschäft.« Also sprach er und entließ die willigen Genossen; er selbst aber ging, von seinen Hunden begleitet, tiefer in den Wald hinein, einen kühlen, schattigen Ort zu suchen, wo er des Mittags Hitze verschlafen und die ermüdeten Glieder stärken könnte.

Nun war nicht fern davon ein Tal voll Fichten und hochaufragender Zypressen; das hieß Gargaphia und war der Artemis geheiligt. Dort befand sich tief in einem Winkel des Tals versteckt eine baumumwachsene Grotte. Kunstreich schien der Felsen von Menschenhand zum Bogen gewölbt, und doch war alles ein Werk der Natur. Dicht dabei entsprang murmelnd ein Quell, dessen klares Wasser, vom grünen Rasen umsäumt, sich zu einem kleinen See ausbreitete. Hier war es, wo die jungfräuliche Göttin, von der Jagd ermüdet, ihre heiligen Glieder zu baden pflegte. Auch jetzt war sie in die Grotte getreten, von dienenden Nymphen begleitet. Jagdspeer, Köcher und Bogen reichte sie ihrer Waffenträgerin, eine andere nahm der Göttin das Gewand ab, zwei lösten ihr die Sandalen von den Füßen; die schöne Krokale, die geschickteste von allen, knüpfte ihr das wallende Haupthaar zum Knoten zusammen. Dann schöpften die Dienerinnen mit Urnen das Wasser und ließen es über die Herrin strömen.

Während so die Göttin des gewohnten Bades sich erfreute, nahte durch das Gebüsch auf ungebahntem Wege nachlässigen Schrittes der Enkel des Kadmos; ein schlimmes Schicksal führte ihn durch den heiligen Hain zu der Grotte der Artemis. Ahnungslos trat er hinein, froh, eine kühle Raststätte gefunden zu haben. Wie nun die Nymphen den Mann erblickten, schrien sie laut auf und drängten sich um die Gebieterin, sie mit ihren Leibern zu verbergen. Aber um Haupteslänge ragte die Göttin über alle empor. Hochauf richtete sie das vor Zorn und Scham erglühende Antlitz, das Auge starr auf den Eindringling gerichtet. Dieser stand noch immer regungslos, überrascht und geblendet von dem wunderbaren Schauspiel. Der Unglückliche! Wäre er doch entflohen, so schnell seine Füße ihn tragen mochten; denn jetzt beugte sich die Göttin plötzlich zur Seite, schöpfte mit der Hand ein wenig von dem Wasser des Quells, spritzte es dem Jüngling über Antlitz und Haupthaar und rief mit drohender Stimme: »Was du gesehen, verkünde es nun den Menschen, wenn du vermagst!« Kaum war das letzte Wort gesprochen, da ergriff ihn unsägliche Angst; eilenden Schrittes stürzte er davon und wunderte sich im Lauf über seine Schnelligkeit. Der Unselige merkte es nicht, daß ein Geweih seinem Scheitel entsproßte, daß sein Hals sich verlängerte, die Ohren sich spitzten, seine Arme in Beine, seine Hände in Hufe sich verwandelten. Schon überdeckte die Glieder ein geflecktes Fell; er war kein Mensch

mehr, in Hirschgestalt hatte ihn die zürnende Göttin gewandelt. Jetzt erblickte er auf der Flucht sein Bild im Spiegel des Wassers. »Weh mir Unglücklichem!« wollte er rufen, aber stumm war sein Mund, kein Wort entrang sich der stöhnenden Brust; nur ein angstvolles Seufzen konnte er ausstoßen; Träne auf Träne rann ach, nicht über menschliche Wangen! Nur sein Herz, seine alte Besinnung war ihm geblieben.

Was nun tun? Heimkehren in den großväterlichen Palast? Im tiefsten Wald sich verstecken? Während so Furcht und Scham in ihm kämpften, erblickten ihn seine Hunde. Da plötzlich stürzte die ganze Meute – fünfzig an der Zahl – auf den vermeintlichen Hirsch ein. Nach Beute gierig, jagten sie ihn über Berg und Tal, über zackige Felsen und gähnende Klüfte. So flog der Geängstete durch die wohlbekannten Gegenden, wo er oft das Wild verfolgt hatte, nun selbst der Verfolgte. Zweimal wollte er sich wenden und flehend rufen: »Schonet meiner! Ich bin ja Aktäon.« Aber die Rede war ihm versagt. Jetzt mit wütendem Gebell erreichte ihn der Führer der Meute, ihn im Rücken packend, und nun stürzten sie alle über ihn her und verwundeten ihn mit den scharfen Zähnen. Tiefauf stöhnte der Gequälte – ach, so winselt kein Hirsch! und doch ist es kein menschliches Stöhnen. Einem Bittenden ähnlich sank er auf die Knie und wendete in stummem Jammer das Antlitz nach seinen Peinigern. In diesem Augenblick kamen seine Genossen herbei, durch das Gebell der Hunde herangelockt. Mit gewohntem Zuruf hetzten sie die klaffende Meute und riefen umsonst nach ihrem Herrn, den sie entfernt glaubten. »Aktäon«, tönte es durch den Wald, »wo bist du, den herrlichen Fang zu schauen?« So riefen sie, während der Unglückliche unter den Speeren seiner Freunde den Geist aufgab.

Nachdem Aktäon so schrecklich geendet hatte, begannen seine Hunde den lieben Herrn zu vermissen; heulend und winselnd suchten sie den Verlorenen überall, bis sie endlich zur Höhle des Chiron gelangten. Dieser fertigte aus Erz ein täuschend ähnliches Bild des armen Jünglings. Als die Hunde dasselbe erblickten, sprangen sie an dem fühllosen Erz in die Höhe, leckten ihm schmeichelnd die Hände und Füße und gebärdeten sich so fröhlich, als hätten sie ihren Herrn wirklich wiedergefunden.

Prokne und Philomela

In Athen herrschte einst der König Pandion, der Sohn des erdgeborenen Erichthonios und der Nymphe Pasithea. Er vermählte sich mit der schönen Najade namens Zeuxippe, die ihm die Zwillinge Erechtheus und Butes und zwei Töchter, Prokne und Philomela, gebar. Da begab es sich, daß der König von Theben, Labdakos, mit Pandion in Streit geriet und verheerend in Attika einbrach. Trotz tapferen Widerstandes wurden die Athener in ihre Stadt zurückgedrängt, und Pandion wandte sich in der Not um Hilfe an den streitbaren thrakischen Fürsten Tereus, einen Sohn des Kriegsgottes Ares. Dieser kam schnell über das Meer gefahren und verjagte mit seinen trotzigem Kriegern die Thebaner bald aus dem attischen Lande. Dem ruhmgekrönten Befreier gab der dankbare Pandion seine Tochter Prokne zur Gattin. Aber nicht Hymenaios, der bräutliche Gott, nicht Hera, die Schutzgöttin der Ehe, nicht die holdseligen Grazien nahten dem Hochzeitsgemache; die schrecklichen Erinnyen schwenkten die düstern Fackeln, die sie von einem Leichenbegängnis geraubt hatten; der unheil kündende Uhu saß auf dem Giebel des Hauses, in welchem Tereus und Prokne Hochzeit hielten. Freilich zogen die jungen Gatten frohgemut über die Meereswogen, den Göttern dankend, und wurden von den Thrakiern jubelnd empfangen. Und als Prokne einem Sohne, dem Itys, das Leben schenkte, da ward der Tag in ganz Thrakien festlich gefeiert.

Fünf Jahre waren vergangen; da ergriff Proknen, die sich im Barbarenlande fern von der lieben Heimat oft gar einsam fühlte, eine unendliche Sehnsucht nach Philomela, ihrer einzigen Schwester. Sie ging zu ihrem Gemahle und sprach: »Wenn du mich noch ein wenig liebst, so sende mich nach Athen, daß ich die teure Schwester hieher hole, oder reise du selbst und bringe sie mir, wenn auch nur auf kurze Zeit, zum Besuch. Eine göttliche Gnade wird mir's scheinen, wenn ich ihr trautes Antlitz wieder schauen darf. Versprich dem Vater, sie bald zurückzuführen; denn zärtlich liebt er die Tochter und wird sie nicht lange vermissen wollen.« Tereus ließ sich leicht erbitten und fuhr zu Schiffe gen Athen. Bald gelangte er in den Hafen Piräus, wo sein Schwäher ihn bewillkommnete. Schon als sie Hand in Hand nach der Stadt wandelten, begann Tereus die unheilvolle Bitte vorzubringen und gelobte dem Könige, daß er für Philomelas baldige Heimkehr sorgen werde. Siehe, da nahte sie selbst; im Schmuck strahlender Schönheit, einer lieblichen Nymphe nicht unähnlich, kam sie herbeigeeilt, den Schwager zu begrüßen und tausend Fragen nach der fernen Schwester zu tun. Kaum aber ward Tereus die reizende Jungfrau gewahr, da entbrannte sein Herz von stürmischer Liebe zu ihr, so wie die Flamme das geschichtete Heu und die dünnen Dachsparren ergreift und verzehrt. Rasch war sein Entschluß gefaßt, um jeden Preis Philomela zu entführen, sei es im Guten oder mit Gewalt. Während so zügellose Leidenschaft im Busen des Barbaren wogte, hub er wieder an, von den Wünschen der Prokne zu sprechen, sie sterbe vor Sehnsucht nach der Schwester, um seiner Gattin willen flehe er. Der Schändliche! Während er ruchlose Pläne brütete, schien er ein zärtlicher Ehemann, so daß selbst Pandion seinen Eifer lobte. Ja, auch Philomela ward betört; kosend schlang sie die Arme um des Vaters Nacken und flehte ihn unermüdlich, ihr die Reise zu gestatten. So ward der Greis von den vereinten Bitten der beiden endlich besiegt und gab seine Einwilligung, obwohl mit schwerem Herzen. Philomela aber dankte ihm voll Entzücken, und nun gingen die drei in den Königspalast, sich an köstlichem Wein und trefflichen Speisen zu erquicken. Dann, als die Sonne längst hinter den Horizont gesunken war, trennten sie sich, um der Ruhe zu pflegen.

Der Morgen erschien. Beim Abschied drückte der ehrwürdige Pandion die Hand des Schwiegersohnes und sprach, während heiße Tränen über seine Wangen rollten: »Mein teurer Sohn, nur weil zärtliche Liebe mich zwingt und ihr alle es wünschet, vertraue ich dir mein Liebstes an, die

traute Tochter. Nun beschwöre ich dich bei deiner Ehre und unsrer Verwandtschaft, bei den unsterblichen Göttern flehe ich dich an, beschütze sie wie ein liebevoller Vater und sende sie mir bald zurück. Ach, sie ist der süßeste Trost meines vielfach leidvollen Alters.« So sprach er und küßte das geliebte Kind mit Inbrunst. Darauf forderte er von beiden die Hand zum Zeichen der Treue, trug ihnen herzliche Grüße an Tochter und Enkel auf, rief noch einmal mit schluchzender Stimme Lebewohl und blieb allein am Ufer zurück. Vom Ruderschlag rauschten die Wogen, das Schiff fuhr mit vollen Segeln in die offene See hinaus. Kaum konnte Tereus sich enthalten, laut aufzujuchzen vor wilder Lust, daß sein Plan gelungen sei. ›Mein ist der Sieg!‹ rief er im Herzen und betrachtete die Arglose mit funkelndem Blicke. So blitzt des gierigen Adlers Auge, wenn er den zappelnden Hasen aus den krummen Klauen in sein hohes Felsennest niederwirft, aus dem keine Flucht möglich ist.

Bald zeigten sich die Gestade Thrakiens, die Schiffer lenkten zum sichern Hafen und sprangen ans Land; ermüdet von der Fahrt, eilte jeder der Heimat zu. Tereus aber schleppte Philomelen in ein einsames, tief im Urwald verstecktes Hirtengehöft. Dort schloß er die Erblassende ein, und als sie weinend nach der Schwester fragte, log der Verräter mit erheuchelter Trauer, Prokne sei gestorben; um den alten Pandion zu schonen, habe er das Märchen von der Einladung ersonnen; in Wahrheit sei er gekommen, um sie, Philomelen, zu seiner Gattin zu machen. Kein Jammern und Flehen fruchtete, die rührendsten Worte prallten wirkungslos an dem steinernen Herzen des Barbaren ab. So fügte sie sich unter bittern Tränen der Gewalt und ward seine Gemahlin. Aber es währte nur kurze Zeit, bis sie zur Besinnung kam, und nun stiegen schreckliche Ahnungen und bange Zweifel in ihr auf. ›Warum‹, fragte sie sich, ›hält Tereus mich hier, fern von seinem Hofe, wie eine Gefangene? Warum läßt er mich so ängstlich bewachen? Warum fährt er mich nicht als Königin in seinen Königspalast?‹- Da erfuhr sie, als sie einst ungesehen das Gespräch ihrer Diener belauschte, das Furchtbare: Prokne lebt! Ihre eigne Vermählung mit Tereus ist Verbrechen; sie ist die Nebenbuhlerin der totgeglaubten Schwester! Da faßte sie namenloser Jammer und glühender Haß gegen den Verräter, mit fliegender Hast stürzte sie in sein Gemach, erzählte ihm, was sie erfahren, und schwur unter heißen Verwünschungen, das gräßliche Geheimnis, seine Schuld und ihre Schande, aller Welt zu verkünden. So erregte sie den Zorn und zugleich die Furcht des Verruchten. Da faßte er einen teuflischen Entschluß. Sicher wollte er sein, daß seine Schmach niemand erfahre; doch scheute er sich, die Wehrlose zu morden. Also riß er sein Schwert aus der Scheide, band der Unglücklichen die Arme auf den Rücken und zückte den Stahl, als ob er sie töten wollte. Sie erwartete freudig den Streich, der sie dem verhaßten Leben entreißen sollte; aber wie sie schmerzlich den Namen des lieben Vaters ausrief, schnitt der Unmensch ihr – schrecklich ist es zu sagen – die Zunge aus. Nun brauchte er keinen Verrat mehr zu fürchten. Kalt, als wäre nichts geschehen, verließ er die Ärmste, den Dienern strenge Bewachung einschärfend. Er selbst ging zurück an den Hof zu seinem Weibe Prokne. Diese fragte, wo die Schwester denn bleibe. Da seufzte der Nichtswürdige und erzählte mit erheuchelten Tränen, Philomela sei tot und begraben. Prokne riß voll unendlichen Schmerzes die goldgestickten Gewänder herab, hüllte sich in schwarze Trauergewande, baute ein leeres Grabmal und brachte, die geliebte Schwester beweinend, ihrer Seele Totenopfer.

So verging ein Jahr, und noch immer lebte die grausam verstümmelte Philomela. Wächter und Mauern versperrten ihr die Flucht; ach, und der Mund war stumm, unfähig, die Schandtat zu verkünden. Aber das Elend schärft den Verstand und lehrt Erfindungen. Am Webstuhl spannte sie das Linnen aus und wirkte purpurne Zeichen hinein, in denen sie das Gräßliche offenbarte. Und als sie es vollendet hatte, gab sie das Gewebe einem Diener, indem sie ihn durch stumme Gebärden anflehte, es der Königin Prokne zu überbringen. Jener gehorchte ihr, ohne zu wissen, was er tat. Prokne entrollte das Gewand

und las das entsetzliche Geheimnis. Da entfuhr kein Seufzer ihrem Munde, keine Träne vergoß sie – ihr Jammer war zu groß dazu; nur eines konnte sie denken, nur eines fassen: Rache, fürchterliche Rache an dem Verbrecher!

Die Nacht nahte, in der die thrakischen Frauen das Fest des Bakchos in wilder Begeisterung zu feiern pflegten. Auch die Königin eilte, mit Reben bekränzt, den Thyrsosstab in den Händen schwingend, mit der Schar der Weiber hinaus in die waldigen Berge. Wütenden Schmerz im Innern, heuchelte sie bakchantische Wut. So kam sie an das einsame Gehöft, wo Philomela gefangen war. Mit Evoeruf brach sie hinein, riß die Schwester mit sich fort und führte sie, das Antlitz ihr mit Efeuranken verbergend, in den Palast des Königs Tereus. Da erst erkannte die arme Philomela ihre Schwester, die sie in ein abgelegenes Gemach brachte. »Nicht Tränen helfen uns«, rief Prokne, als die Unglückliche ihr bleiches Antlitz verhüllte, »nein, Blut, Stahl, gräßlichster Mord. Zu jedem Greuel bin ich bereit, o Schwester, um dem verruchten Manne seine Schandtät zu vergelten.« Während sie so redete, trat ihr kleiner Sohn Itys herein, der die Mutter begrüßen wollte. Sie aber starrte ihn düsteren Blickes an und murmelte: »Ha, wie gleicht er dem Vater!« Da plötzlich verstummte sie, traurige Tat im Busen bedenkend. Jetzt sprang der Kleine an ihr in die Höhe, hängte sich ihr schmeichelnd an den Hals und bedeckte ihr den Mund mit Küssen. Aber nur einen Augenblick bebte das Herz der Mutter, nur eine Träne fiel auf das Antlitz ihres Sohnes. Dann riß sie ihn mit sich fort in ein anderes Gemach. »Ach Mutter, liebe Mutter, was tust du?« rief das Kind, ängstlich sie umhalsend. Sie aber war taub, wahnsinnige Rachgier drängte sie zu rasender Wut, sie erfaßte ein Messer und stieß es in die Brust des eignen Kindes, das Philomela vollends umbrachte.

Auf dem Throne seiner Ahnen saß der König Tereus und schmauste von dem Mahle, das sein Weib selber ihm auftrug. »Wo ist mein Itys?« rief er, als er den Hunger gestillt hatte. »Er ist ja hier«, erwiderte mit Hohnlachen das Weib, »nicht näher könnt er dir sein.« Mit fragenden Blicken schaute Tereus sich um, da trat Philomela, noch triefend vom gräßlichen Mord, herein und warf das blutige Haupt des Kindes dem Vater vor die Füße. Nun ward's dem König furchtbar klar; wahnsinnig schreiend stieß er den Tisch mit dem scheußlichen Mahle um, riß sein Schwert aus der Scheide und stürzte den fliehenden Schwestern nach. Sie schienen von Fittichen getragen zu werden. Ja, wirklich hoben Flügel sie empor: die eine floh in den Wald, die andere schwang sich unter das Dach. Prokne war zur Nachtigall, Philomela zur Schwalbe geworden; noch trägt sie am Brustgefieder blutige Flecken, die Spur des Mordes. Aber auch der ruchlose Tereus, der sie verfolgte, sollte nicht mehr unter Menschen wandeln, er ward zum Wiedehopf. Mit hoch emporragendem Helmbusch und langem, spitzigem Schnabel verfolgt er auf ewig die Nachtigall und die Schwalbe [Fußnote].

Prokris und Kephalos

Die schönste unter den Töchtern des Erechtheus war Prokris. Mit ihr war Kephalos, ein Sohn des Hermes und der Kekropstochter Herse, durch innige Liebe verbunden, und als Erechtheus ihre Hände am Hochzeitstag aneinandergelegt hatte, priesen sie alle Athener als die glücklichsten Gatten. Doch dieses Glück sollte nicht von langer Dauer sein. Kaum war der zweite Monat vergangen, als Kephalos eines Morgens auf die Hirschjagd hinauszog in die Wälder des Hymettos. Da erblickte den göttergestalteten Jüngling die rosige Eos (Aurora), und von zärtlicher Leidenschaft ergriffen, entführte sie ihn durch die Luft in ihren strahlenden Palast. Aber so schön sie war, das Herz des Kephalos vermochte sie nicht zu umstricken; er dachte nur an seine traute Gattin, mit Tränen im Auge rief er ihren Namen und flehte die Göttin an, ihn seiner geliebten Prokris wiederzugeben. Traurig, doch nicht ungerührt, hörte ihn Eos und sprach: »Still, Liebloser! Genug der Klagen! Du sollst deine Prokris wieder besitzen. Doch ich ahn es, es kommt die Zeit, wo du sie nie gesehen zu haben wünschest.« So sprach sie grollend und entließ ihn. Während er nun nach der Heimat eilte, kamen ihm die Worte der Göttin nicht aus dem Sinne, und indem er über ihre Bedeutung nachgrübelte, stieg allmählich Furcht in ihm auf und Argwohn, ob auch Prokris ihm den Schwur der Treue unverbrüchlich gehalten. Endlich beschloß er, in verwandelter Gestalt das heimische Haus zu betreten, um die Gattin zu prüfen, und Eos selbst schien die Züge seines Angesichts zu verändern. So ging er nach Athen und trat in sein Haus. Dort fand er nichts Tadelnswürdiges; alles verkündete die sittsame Zucht der Herrin und ihre Sorge um den verschwundenen Gatten. Durch manche Listen gelang es ihm, sich Eingang bei der Tochter des Erechtheus zu verschaffen, aber alle seine Künste scheiterten an ihrer Treue. Da ward es ihm schwer, seine Verstellung nicht aufzugeben. Am liebsten hätte er sich dem edlen Weibe an die Brust geworfen, sie mit Küssen und Tränen bedeckt. Aber in unheilvoller Verblendung genügte ihm die bestandene Probe nicht, und als er nun immer reichere Geschenke versprach und sie überredete, Kephalos sei nicht mehr am Leben, da begann zuletzt Prokris' standhafter Sinn zu wanken. Als bald übermannte ihn unbilliger Zorn, und er rief: »Treulose, du bist entlarvt! Wisse, ich bin dein Gatte, den du verraten wolltest.« Sie antwortete ihm nichts; gekränkt und von Scham und Trauer gebeugt, floh sie das Haus des arglistigen Mannes. Auf der fernen Insel Kreta irrte sie in den Bergen umher, im Gefolge der jagdliebenden Artemis, der jungfräulichen Göttin, denn alle Männer waren ihr verhaßt. Kephalos aber ward von bitterer Reue ergriffen; er sagte sich selbst, daß er schändlich und unwürdig gehandelt, und heiße Sehnsucht nach der Geliebten zehrte an seinem Herzen. Ach, auch sie konnte die alte Liebe nicht vergessen. Als Artemis einst die bevorzugte Genossin mit einem nie fehlenden Wurfspieß und dem berühmten, windschnellen Hunde Lälaps beschenkt hatte, kehrte Prokris samt den Wundergaben nach Athen zurück, verzieh dem reuigen Gatten von Herzen gern und lebte mit ihm selige Jahre der Eintracht und innigster Liebe. Hund und Wurfspieß, deren sie nun nicht mehr bedurfte, schenkte sie ihm gleichsam als Morgengabe zur zweiten Vermählung [Fußnote] .

Das Glück der beiden zärtlichen Gatten dauerte einige Jahre, aber ein trauriges Ende war ihm beschieden. Wenn früh die Dämmerung am Himmel aufstieg, pflegte Kephalos als rüstiger Jäger sich vom Lager zu erheben und in den waldigen Bergen dem Weidwerk obzuliegen; ohne Diener, ohne Roß und Hunde zog er hinaus. Wenn er nun erwünschte Beute gemacht hatte, so suchte er erquickenden Schatten und rief, ermüdet und heiß von der Jagd, die kühle Luft an, daß sie mit labendem Hauch die glühenden Schläfen ihm umfächle. »Komm, liebliche Aura« – denn Aura nannte der Grieche den frischen Morgenwind –, »komm, du Freundliche«, rief er oftmals, »erquicke und stärke mich! Laß den Verschmachtenden deinen süßen Hauch einatmen, du Holde!« Dies vernahm

einst ein Horcher; getäuscht vom doppelsinnigen Wort, glaubte er, Kephalos rufe die Nymphe des Ortes, mit der er heimlich im Walde sich zu treffen pflege. Eilends ging der Unbesonnene zu Prokris und vertraute ihr alles, was er gehört hatte. Leicht läßt die Liebe sich täuschen. Prokris sank ohnmächtig zu Boden, von Herzensjammer überwältigt, und als sie wieder zur Besinnung kam, schluchzte und weinte sie um ihres Gatten Verrat. ›Aura also heißt die Nebenbuhlerin, die das zärtlichste Herz betört hat! Aber‹, so dachte die Gute, ›nicht ungesehen will ich den Geliebten verdammen; vielleicht ist der Unglücksbote getäuscht, oder er täuscht mich selbst mit falschem Bericht.‹ So von Zweifeln, Schmerz und Hoffnung bestürmt, nahm sie sich vor, selber den Gemahl zu belauschen.

Am andern Morgen zog Kephalos wie immer hinaus, streckte sich nach vollendeter Jagd in den Rasen und sang: »Komm, du freundliche Aura, erquicke den Müden!« Aber plötzlich brach er ab, – es raschelte im nahen Gebüsch. Gewiß ist es ein Reh, das durch das Dickicht leise dahinhüpft; schnell springt er auf, schleudert den niemals fehlenden Speer und trifft – ach, die zärtliche Gattin. »Weh mir!« stöhnte die Arme und preßte die Hand auf die todwunde Brust. Kaum erkannte Kephalos die geliebte Stimme, so stürzte er wie wahnsinnig nach der Stelle hin, wo seine treue Prokris in ihrem Blute lag. Umsonst zerriß er jammernd sein Gewand, die schreckliche Wunde zu verbinden. Der Getroffenen schwanden die Kräfte, und mühsam mit flüsternder Stimme sprach sie: »Grausamer, höre mein Flehn! Bei den unsterblichen Göttern, bei dem heiligen Bund, den du treulos gebrochen, beschwör ich dich: Laß, wenn ich tot bin, nicht Aura unser stilles Gemach betreten!« Jetzt erst erkannte Kephalos den unseligen Irrtum, der die Ärmste befangen hielt. Schluchzend belehrte er sie und beteuerte mit heißen Tränen seine Treue und Unschuld. Ach, es war zu spät. Noch einmal blickte sie zärtlich zu ihm auf, ein schmerzliches Lächeln umspielte den bleichen Mund; beruhigt, fast heiter schien ihr sterbendes Antlitz, – so hauchte sie in den Armen des trostlosen Gatten ihre Seele aus.

Äakos

Der Flußgott Asopos hatte zwanzig liebliche Töchter, von denen die schönste Ägina hieß. Einst erblickte Zeus die holdselige Nymphe und ward von heftiger Liebe zu ihr ergriffen. Da schwang er sich in Gestalt eines Adlers hernieder und entführte sie durch die Lüfte nach der Insel, die damals Önone hieß, seitdem aber nach dem Namen der Geraubten Ägina genannt wird. Asopos suchte seine Tochter allenthalben und kam endlich nach Korinth, wo der listige Sisyphos ihm verriet, daß Zeus der Entführer sei. Dieser aber schleuderte einen Blitz gegen den Verfolger und trieb ihn so in sein gewohntes Bett zurück. Daher rührt es, daß man noch heutzutage auf dem Grunde des Asoposflusses Kohlen findet.

Der Sohn des Zeus und der Ägina war Äakos, ein Liebling der Götter; denn nie gab es einen frömmeren, weiseren und gerechteren Mann. Er herrschte über die Insel als ein milder, gütiger König, von allen geehrt und geliebt. Einst wurde Griechenland lange Zeit von großer Trockenheit heimgesucht, ganz Hellas schmachtete nach Regen, aber der Himmel blieb wolkenlos; die Feldfrüchte verdorrten, die Flüsse und Seen trockneten aus, Menschen und Tiere starben dahin. Da wandten sich die Griechen in ihrer Not an das Delphische Orakel, und die Priesterin verkündete, die Dürre werde aufhören, wenn Äakos, der Beste unter den Sterblichen, bei Zeus Fürbitte tue. So schickten denn alle griechischen Staaten Gesandte an den äginetischen König, die ihn darum bitten sollten. Da stieg Äakos auf das Panhellenion, den höchsten Berg der Insel, erhob seine reinen Hände und flehte zu seinem göttlichen Vater um Erbarmen für die dürstenden Völker; und kaum hatte er sein Gebet vollendet, siehe, da zog dunkles Gewölk am Himmel auf, und reichlicher Regen ergoß sich auf die Erde. Noch in später Zeit sah man in dem Tempel, den die dankbaren Griechen über dem Grabe des guten Königs errichteten, ein Bild, auf welchem das Opfer des Äakos dargestellt war.

So lebte der Sohn des Zeus als ein mächtiger Priester und König, von den Menschen geehrt, geliebt von den Göttern. Er vermählte sich mit der Endeis, welche ihm zwei Söhne gebar, die zu herrlichen Helden heranwuchsen, Peleus und Telamon; ein dritter Sohn, von der Nereide Psamathe, war Phokos. Alle Welt sah in Äakos nicht nur den besten, sondern auch den glücklichsten Sterblichen. Aber Hera, die strenge Göttin, haßte das Land, das den Namen ihrer Nebenbuhlerin führte, und schickte über die Insel eine gräßliche Pest. Dumpfe, erstickende Luft brütete über den Fluren, unheimlicher Nebel verbarg die Sonne, und doch fiel kein erfrischender Regen. Vier Monate schwanden so dahin, der heiße Südwind hörte nicht auf, tödlichen Hauch zu atmen, das Wasser der Quellen und Teiche ging allmählich in Fäulnis über, unzählige Schlangen krochen durch die einsamen Felder und vergifteten mit ihrem greulichen Geifer die Brunnen und Flüsse. Zuerst zeigte sich die Gewalt der Seuche an Hunden, Rindern und Schafen, am Geflügel und Wild, das plötzlich dahinsank; bald aber ergriff die Pest auch die Menschen und drang in die Städte hinein. Überall lagen Scharen von Leichen gestreckt, die unbegraben verwesten. Blutenden Herzens mußte der edle König, der mit seinen Söhnen allein von allen Bewohnern noch übrig war, es ansehen, wie sein ganzes Volk vom schrecklichen Tode hingerafft ward. Da hob er jammernd die Arme zu Zeus empor und rief mit flehender Stimme: »O Zeus, erhabener Vater, wofern ich wirklich dein Sohn bin und du dich meiner nicht schämst, gib mir die Meinigen wieder oder laß auch mich sterben!« Siehe, da fuhr ein Blitz herab, und lauter Donner rollte durch die stille Luft. Freudig sah Äakos das günstige Vorzeichen und dankte dem göttlichen Erzeuger für die gegebene Verkündigung.

Neben ihm stand ein vielästiger Eichbaum, der dem Zeus geweiht und vom Samen der heiligen Eiche von Dodona gepflanzt war. Auf seinen Stamm fiel plötzlich des Königs Blick. Da sah er unzählige

Ameisen, die an der runzligen Rinde und um die Wurzel herumkrochen, im kleinen Munde Getreidekörner ohne Zahl schleppend. »So viele Untertanen«, rief Äakos staunend, »so viele gib mir, die leeren Mauern zu füllen, als ich fleißige Tierchen hier wimmeln sehe!« Da bebte der Wipfel des Baumes, und das Laub rauschte, ohne daß ein Windzug es bewegte. Schauernd und andachtsvoll vernahm es der König und warf sich nieder, küßte die Erde und den heiligen Stamm und gelobte dem Retter Zeus reichliche Dankopfer. Als die Nacht anbrach, legte er sich hoffend und sorgend zur Ruhe. Da erschien dem Schlafenden ein seltsamer Traum: Die Eiche stand wieder vor seinen Augen, und die Ameisen trugen emsig die Körner hin und her. Da war es ihm, als wüchsen die winzigen Tiere, größer und größer hoben sie sich vom Boden empor und standen aufrecht, die Menge der Füße verminderte sich, der Körper nahm allmählich menschliche Gestalt an. Aber nun erwachte der König und erkannte seufzend, daß ein Traum ihn täuschte. Doch horch! Was war das? Ein fernes Murmeln wie menschliche Stimmen! Trügt auch das Ohr des Wachenden? Ach, auch dies war wohl nur ein Traum. Siehe, da ward die Tür hastig aufgerissen; Telamon, des Herrschers Sohn, stürzte herein und rief. »O Vater, komm und staune! Unerhörtes hat sich ereignet! Mehr hat Zeus an dir getan, als du je gehofft.« In fliegender Hast eilte Äakos hinaus und begrüßte mit strömenden Tränen das Wunder: Ganz wie das Traumbild es ihm gezeigt hatte, sah er die Männer vor sich und erkannte ihre Angesichter. Nun traten sie näher und begrüßten ihn als ihren König, welcher jubelnd rief: »Myrmekes, Ameisen waret ihr; Myrmidonen sollt ihr darum heißen.« So entstanden die tapferen Myrmidonen, die ihren Ursprung nicht verleugneten; denn ein emsiges Volk waren sie, wie ihre Ahnen, ausdauernd bei der Arbeit, sparsam und mit wenigem zufrieden. Äakos aber, nachdem er die gelobten Dankopfer dem gütigen Vater dargebracht, verteilte die herrenlosen Güter, die leeren Häuser und die verlassenen Äcker unter die neuen Bewohner seiner Insel.

Als der fromme König im hohen Greisenalter verschieden war, da setzten die Götter ihn zum Totenrichter neben Minos und Rhadamanthys ein, indem sie auch nach dem Tode seine milde Weisheit und lautere Gerechtigkeit zu ehren trachteten. Seine Söhne und Enkel aber gehörten zu den größten Helden, die je auf Erden gelebt haben: Telamon war der Vater des gewaltigen Ajax, Peleus zeugte den göttergleichen Achilles.

Philemon und Baucis

Auf einem Hügel im Lande Phrygien steht eine tausendjährige Eiche und dicht neben ihr eine Linde von gleichem Alter, beide von einer niedrigen Mauer umgeben. Mancher Kranz ist an den Ästen des nachbarlichen Paares aufgehängt. Nicht weit davon breitet ein sumpfiger See die seichte Flut; wo vordem bewohntes Erdreich war, da flattern jetzt nur Taucher und Fischreiher umher. Einst kam in diese Gegend Vater Zeus mit seinem Sohne Hermes, der nur den Stab, nicht aber den Flügelhut trug. In menschlicher Gestalt wollten sie die Gastlichkeit der Menschen versuchen; darum klopfen sie an tausend Türen, um ein Obdach für die Nacht bittend. Aber hart und selbstsüchtig war der Sinn der Bewohner, so daß die Himmlischen nirgends Einlaß fanden. Siehe, da stand ein Hüttchen am Ende des Dorfes, niedrig und klein nur, mit Stroh und Sumpfrohr gedeckt; aber im ärmlichen Hause wohnte ein glückliches Paar, der biedre Philemon und Baucis, sein gleichaltriges Weib. Dort hatten sie zusammen die frohe Jugend durchlebt, dort waren sie zu weißhaarigen Alten geworden. Sie machten keinen Hehl aus ihrer Armut, aber leicht ertrugen sie ihr dürftiges Los, heiter und freundlich, in herzlicher Liebe, wenn auch kinderlos, schalteten sie in dem niedrigen Häuschen, das sie allein miteinander bewohnten.

Als nun die hohen Gestalten der beiden Götter diesem ärmlichen Dache sich nahten und die niedere Pforte mit gebücktem Haupte durchschritten, kam ihnen das wackre Paar mit herzlichem Gruße entgegen, der Greis stellte die Sessel zurecht, die Baucis mit grobem Gewebe bedeckte, und bat die Gäste, sich auszuruhen. Das Mütterchen eilte geschäftig zum Herde, stöberte in der lauen Asche nach einem glimmenden Funken, häufte trocknes Holz und Reisig und blies aus dem Qualm mit schwachem Atem die Flamme an. Drauf trug sie gespaltenes Holz herzu und schob es unter den kleinen Kessel, der über dem Feuer hing. Unterdessen hatte Philemon Kohl aus dem wohlbewässerten Gärtchen geholt, den die Alte eifrig entblätterte, hob mit der zweizinkigen Gabel einen geräucherten Schweinsrücken von der rußigen Decke des Gemaches (lange hatten sie ihn zu festlicher Gelegenheit aufgespart) und schnitt ein mäßiges Stück von der Schulter, um es ins siedende Wasser zu werfen. Damit nun aber den Fremdlingen die Weile nicht lang werde, bemühten sie sich, durch harmloses Gespräch sie zu unterhalten. Auch gossen sie Wasser in die hölzerne Wanne, auf daß jene am Fußbad sich erquickten. Freundlich lächelnd nahmen die Götter das liebevoll Gebotene an, und während sie die Füße behaglich ins Wasser streckten, richteten die guten Wirte das Ruhebett. Dieses stand inmitten der Stube, mit Teichschilf waren die Polster gestopft, von Weidengeflecht die Füße und das Gestell; aber Philemon brachte Teppiche geschleppt, die sonst nur an festlichen Tagen hervorgeholt wurden – ach, auch sie waren alt und schlecht, und dennoch legten die göttlichen Gäste sich gern darauf, um nun das fertige Mahl zu genießen. Denn jetzt stellte das Mütterchen, geschürzt und mit zitternden Händen, den dreibeinigen Tisch vor das Lager, und da er nicht fest stehen wollte, schob sie dem zu kurzen Fuß eine Scherbe unter; darauf rieb sie die Platte mit frischer Krauseminze und trug die Speisen auf. Da waren Oliven, herbstliche Kornelkirschen, eingemacht in klarem, dicklichem Saft, auch Rettich, Endivien und trefflicher Käse und Eier, in warmer Asche gesotten. Alles das brachte Baucis auf irdenem Geschirr, und dabei prangte der bunte tönernerne Mischkrug und zierliche Becher aus Buchenholz, innen mit gelbem Wachs geglättet. Weder von hohem Alter noch gar zu süß war der Wein, den der redliche Wirt einschenkte. Jetzt aber sandte der Herd die warmen Gerichte, und die Becher wurden zur Seite geschoben, damit es an Platz nicht mangle für den Nachtsch. Nüsse, Feigen und runzlichte Datteln wurden herbeigetragen, auch zwei Körbchen mit Pflaumen und duftenden Äpfeln; selbst Trauben vom purpurnen Weinstock fehlten nicht, und in der Mitte der Tafel prangte

eine weißliche Honigscheibe. Die schönste Würze des Mahles aber waren die guten freundlichen Gesichter der wackern Alten, aus denen Freigebigkeit und treuherziger Sinn sprachen.

Während nun alle an Speise und Trank sich labten, bemerkte Philemon, daß der Mischkrug trotz der immer von neuem gefüllten Becher sich nicht leeren wollte und stets der Wein wieder bis zum Rande emporwuchs. Da erkannte er mit Staunen und Furcht, wen er beherbergte; ängstlich flehte er samt seiner greisen Genossin mit emporgehobenen Armen und demütig gesenkten Augen, daß sie gnädig auf das dürftige Mahl schauten und ob der schlechten Bewirtung nicht zürnten. Ach, was sollen sie nur den himmlischen Gästen bieten? Richtig, da fällt ihnen ein: draußen im Stälchen ist ja die einzige Gans, die wollen sie sogleich opfern! Beide eilen hinaus, aber die Gans ist schneller als sie; mit Geschrei und flatternden Flügeln entwischt sie den keuchenden Alten und lockt sie bald hier-, bald dorthin. Zuletzt gar rannte sie ins Haus hinein und verkroch sich hinter den Gästen, als ob sie die Unsterblichen um Schutz flehte. Und er ward ihr gewährt; die Gäste wehrten dem Eifer der beiden Alten und sprachen mild lächelnden Mundes also: »Wir sind Götter! Der Menschen Gastlichkeit zu erforschen, stiegen wir nieder zur Erde. Eure Nachbarn fanden wir ruchlos, und sie sollen der Strafe nicht entrinnen. Ihr aber verlaßt dieses Haus und folget uns hinauf auf die Höhe des Berges, damit ihr nicht unschuldig mit den Schuldigen leidet.« Die beiden gehorchten; auf Stäbe gestützt, strebten sie mühsam den steilen Berg hinan. Noch einen Pfeilschuß waren sie vom höchsten Gipfel entfernt, da wandten sie ängstlich den Blick und sahen die ganze Flur in einen wogenden See verwandelt, nur einzig ihr Häuschen war von allen Gebäuden noch übrig. Während sie noch staunten und das Schicksal der andern beweinten, siehe, da ward die alte ärmliche Hütte zum ragenden Tempel; von Säulen getragen, schimmerte das goldne Dach, Marmor deckte den Boden. Und jetzt wandte sich Zeus mit gütigem Antlitz zu den zitternden Alten und sprach: »Saget mir, du redlicher Greis und du, des Redlichen würdige Gattin, was wünschet ihr euch?« Nur wenige Worte wechselte Philemon mit seinem Weibe, dann sprach er: »Eure Priester möchten wir sein! Vergönnet uns, jenes Tempels zu pflegen. Und weil wir so lange in Eintracht miteinander gelebt haben, o so lasset uns beide in *einer* Stunde dahinsterven; dann schau ich niemals das Grab des lieben Weibes, noch muß mich jene bestatten.« Ihr Wunsch ward erfüllt. Sie hüteten beide des Tempels, solange ihnen das Leben gegönnt ward. Und als sie einst, von Alter und Jahren aufgelöst, zusammen vor den heiligen Stufen standen, des wundervollen Geschickes gedenkend, da sah Baucis ihren Philemon und Philemon seine Baucis in grünem Laube verschwinden; schon wuchsen um beider Antlitz schattige Wipfel in die Höhe. »Leb wohl, du Trauter!« »Leb wohl, du Liebe!« so sprachen sie beide wechselnd, solange sie noch zu reden vermochten. So endigte das ehrwürdige Paar; er ward zur Eiche, sie zur Linde, und noch im Tode stehen sie traulich zusammen, wie sie im Leben unzertrennlich waren. Fromme sind den Göttern wert; Ehre wird denen zuteil, die Ehre erweisen.

Arachne

In Hypäpa, einer kleinen Stadt Lydiens, wohnte eine Jungfrau von niederer Herkunft, Arachne geheißen. Ihr Vater Idmon war Purpurfärber zu Kolophon, auch ihre Mutter, die der Tod frühe hingerafft hatte, war von armen Eltern entsprossen. Dennoch pries man den Namen Arachnes in den lydischen Städten, da sie als Weberin durch Kunst und Fleiß alle sterblichen Weiber übertraf; selbst die Nymphen des rebenbewachsenen Tmolosgebirges und des Flusses Paktolos kamen in die ärmliche Hütte der Jungfrau, um ihrer Arbeit staunend zuzuschauen. Niemals war so die Kunst mit der Anmut gepaart; ob sie die grobe Wolle zuerst aufwickelte, ob sie die Fäden feiner und feiner zog, ob sie mit dem flinken Daumen die Spindel umschwang oder mit der Nadel stickte: es schien stets, als ob Pallas Athene selbst sie unterwiesen hätte. Davon aber wollte Arachne nichts wissen, sondern sie rief oft beleidigt: »Nicht von der Göttin lernte ich die Kunst! Sie komme und messe sich mit mir. Besiegt sie mich, so will ich jede Strafe erdulden!« Athene hörte ihr Prahlen mit Unwillen, nahm die Gestalt eines alten Mütterchens an, umgab sich die Stirn mit grauem Haar und nahm einen stützenden Stab in die welken Hände. So verwandelt, trat sie in die Hütte Arachnes und begann: »Nicht nur Widriges hat das Greisenalter; mit den Jahren reift die Erfahrung. Darum verachte nicht meinen Rat! Suche du dir den Ruhm, daß du künstlicher als alle Sterblichen die Wolle zu weben verstehst; aber der Göttin weiche in Demut. Flehe sie um Verzeihung für dein überkühnes Wort; dann wird sie gern der Bittenden vergeben.« Finsteren Blickes ließ Arachne den Faden fahren und sprach, vor Zorn bebend: »Töricht bist du, Alte; die Last der Jahre hat dir den Sinn geschwächt. Zu lange leben ist nicht gut! Solches Geschwätz predige deiner Tochter vor, ich bedarf deines Rates nicht und verschmähe deine Ermahnung. Warum kommt Pallas nicht selbst? Warum vermeidet sie den Wettstreit mit mir?« Jetzt war die Langmut der Göttin zu Ende. »Sie ist schon da!« rief sie und stand plötzlich in ihrer wahren himmlischen Gestalt da. Die Nymphen und die lydischen Frauen, die zugegen waren, fielen der Göttin huldigend zu Füßen; nur Arachne bebte nicht, ein flüchtiges Erröten überzog ihr trotziges Antlitz, und verwegen beharrte sie bei ihrem Entschluß; von törichter Ruhmbegierde getrieben, rannte sie selbst in ihr drohendes Geschick. Und die Zeustochter warnte nicht mehr, sondern nahm den Kampf an.

Als bald stellten beide an gesonderten Orten den Webstuhl auf und begannen mit Lust die kundigen Hände zu regen. Purpur und tausend andre Farben, die das ungewohnte Auge verwirren, webten sie kunstvoll durcheinander; auch goldene Fäden liefen hindurch; und so erhoben sich bald wundersame Gebilde vor den staunenden Blicken der Schauenden. Athene bildete den Felsen der athenischen Burg und ihren vielbesungenen Streit mit dem Meeresherrn um des Landes Besitz. Zwölf Götter, Zeus mitten unter ihnen, saßen dabei, ehrwürdigen und heiligen Ernstes. Hier stand Poseidon, wie er den riesigen Dreizack in den Felsen stößt, daß die salzige Meeresflut herausspringt. Dort aber erschien sie selbst, die göttliche Künstlerin, mit Schild und Lanze gewappnet, den Helm auf dem Haupte, auf der Brust die schreckliche Ägis, wie sie mit der Spitze des Speeres den Ölbaum aus dem unfruchtbaren Boden hervortreibt, zum Staunen der Götter und zum Heile des Landes. So webte Athene ihren eignen Sieg in das Gespinnst. In die vier Ecken aber wirkte sie vier Beispiele menschlichen Hochmuts, der durch die Rache der Götter ein trauriges Ende nahm: Hier erblickte man den thrakischen König Hämos mit seinem Weibe Rhodope, die in ihrem Übermut sich Zeus und Hera nannten und deshalb in ragende Berge verwandelt wurden; hier die unselige Mutter der Pygmäen, die, von Hera besiegt, zum Kranich wurde und so mit ihren eignen Kindern kämpfen mußte; in der dritten Ecke war Antigone, die reizende Tochter Laomedons, zu schauen; diese war auf ihre Schönheit und besonders auf ihr herrliches Lockenhaar so stolz, daß sie sich der Hera verglich. Aber die Götterkönigin verwandelte

die Haare in Schlangen, die sie bissen und quälten, bis Zeus die Unglückliche aus Mitleid zum Storche umschuf; noch jetzt frohlockt sie klappernd über ihre Schönheit. Endlich bildete Pallas den Kinyras, wie er das Schicksal seiner Töchter beweinte. Sie hatten durch ihren Stolz den Zorn der Hera gereizt und wurden von ihr in steinerne Stufen vor ihrem Tempel verwandelt. Der Vater warf sich jammernd auf sie nieder und bedeckte den fühllosen Marmor mit heißen Tränen. Alle diese Gemälde hatte Athene in den Teppich gewebt und mit einem Kranze von Ölbaumblättern umgeben.

Arachne dagegen wirkte in ihr Gewebe mancherlei Bilder, in denen sie die Götter zu verhöhnen trachtete, so namentlich den Zeus, wie er bald als Stier, bald als Adler oder Schwan, bald als lüsterner Satyr oder in flammendes Feuer oder goldenen Regen verwandelt, die Töchter der Menschen betörte. Dies alles umrankte ein Kranz von Efeu, mit Blumen durchflochten. Und als sie ihr Werk vollendet hatte, vermochte selbst Pallas Athene nicht, die Kunst der Jungfrau zu tadeln, aber mit Entrüstung ersah sie aus den Gebilden den gottlosen Sinn der Bildnerin. Darum zerriß sie zürnend die frevelhaften Gemälde und schlug mit dem Weberschifflein, das sie noch in der Hand hielt, die hoffärtige Jungfrau dreimal vor die Stirne. Dies ertrug die Unglückliche nicht, Wahnsinn erfaßte sie, und mit dem Seil umschlang sie verzweifelnd ihre Kehle. Schon hing sie zuckend in der Luft; da hob sie die Göttin, von Mitleid ergriffen, aus der würgenden Schlinge und sprach: »Lebe, aber hange, du Verwegene, und so sei dein ganzes Geschlecht bis zu den spätesten Enkeln bestraft!« Mit diesen Worten sprengte sie Arachnen einige Tropfen von zauberischem Kraute ins Antlitz und ging hinweg. Alsbald verschwanden Haar, Nase und Ohren der Jungfrau, und sie schrumpfte zu einem winzigen, häßlichen Tier zusammen. Als Spinne übt sie noch heute, Faden auf Faden entsendend, die alte Kunst.

Hyakinthos

Der jüngste unter den Söhnen des lakonischen Königs Amyklas war Hyakinthos. Phöbos Apollon sah den lieblichen Knaben und gewann eine herzliche Zuneigung zu ihm. Ja, er gedachte ihn einstens in den Olymp zu erheben, auf daß er ihn ewig in seiner Nähe hätte. Aber ein trauriges Geschick gönnte dem Sterblichen die Verherrlichung nicht und raffte ihn in zarter Jugendblüte dahin. Oft verließ Apollon das heilige Delphi, um an dem Gestade des Eurotas in der Nähe der mauerlosen Stadt Sparta sich der Gesellschaft seines Lieblings zu erfreuen. Leier und Bogen vergaß er über heitern Spielen und verschmähte es nicht, mit Hyakinthos auf der Jagd durch die rauhen Höhen des Taygetos zu schweifen. Einst um die Mittagsstunde, als die Sonne ihre heißen Strahlen senkrecht herniedersandte, warfen die beiden ihre Gewänder von sich, salbten ihre Körper mit Öl und begannen die Diskosscheibe zu werfen. Da nahm Apollon zuerst die schwere Scheibe, schwang sie wägend im Arm und schleuderte sie dann so gewaltig in die Höhe, daß sie am Himmel eine Wolke zerteilte. Lange währte es, bis das runde Erz wieder auf die Erde herabfiel. Eifrig, es seinem göttlichen Lehrmeister nachzutun, sprang der Knabe hinzu und wollte die Scheibe fassen. Aber vom felsigen Grunde prallte sie jach in die Höhe und ach – dem holden Kinde ins Antlitz. Bleich wie der Getroffene eilte Apollon herbei und fing den Zusammenbrechenden in seinen Armen auf. Bald suchte er die erstarrenden Glieder zu erwärmen, bald wischte er das Blut von der schrecklichen Wunde, bald legte er heilsame Kräuter auf, um die fliehende Seele seines Lieblings zu halten. Doch alles war vergebens! Wie eine zarte Blume, im Garten gebrochen, plötzlich ihr welkendes Haupt herniedersinken läßt, so sank das Haupt des armen Knaben, welk und matt, zurück an die Brust des Gottes. Dieser rief ihn mit den zärtlichsten Namen und bedeckte sein Antlitz mit bittern Tränen. Ach, warum ist er denn ein Gott, daß er nicht für ihn oder doch mit ihm sterben kann! Endlich rief er: »Nein, süßes Kind, nicht völlig sollst du sterben, mein Lied soll von dir singen, und als Blume noch sollst du meinen Schmerz verkünden.« So rief Apollon, und siehe, aus dem strömenden Blut, das die Gräser rot färbt, sprießt eine Blume hervor von düsterm Glanz wie tyrischer Purpur, lilienförmig wachsen an einem Stengel zahlreiche Blumen, und jede zeigt auf ihren Blättchen in deutlicher Schrift die Seufzer des Gottes: Aï, das ist: Wehe! Wehe! – So ersteht nun mit jedem Lenz die Blume, die des Götterlieblings Namen fährt, und stirbt wie jener bald wieder dahin, ein Bild der Vergänglichkeit alles Schönen auf der Erde. In Lakonien aber ward alljährlich, wenn der Sommer kam, dem Hyakinthos und seinem göttlichen Freunde zu Ehren ein großes Fest, die Hyakinthien, gefeiert, wobei man des Knaben wehmütig, als eines Frühverstorbenen, und heiter, als eines Vergötterten, gedachte.

Atalante

Die heldenmütige Jungfrau, die an der Jagd des Kalydonischen Ebers so rühmlichen Anteil nahm, ward von ihrem Vater, welcher sich männliche Nachkommenschaft gewünscht hatte, gleich nach ihrer Geburt ausgesetzt. In den Bergen fand eine Bärin, der man die Jungen getötet, das schreiende Kindlein, nahm es sorglich in den Rachen und trug es in ihre Höhle, wo sie es mit ihrer Milch säugte. Als einst Jäger die Gegend durchstreiften, fanden sie das Kind, nahmen es mit sich und zogen es zu einer blühenden Jungfrau auf. In den kühlen Bergwäldern Arkadiens erwachsen, war Atalante kräftig und stark und so schnellfüßig wie das schnellste Reh; Luft und Sonne hatten Antlitz und Glieder ihr gebräunt, aber ihre Schönheit strahlte gleich der einer Waldnymphe oder der jungfräulichen Göttin Artemis. So lebte sie rein und stolz in der Einsamkeit des Gebirges, die Hand eines Gatten verschmähend; zu Fuß mit dem Speere den edlen Hirsch zu erjagen war ihre höchste Lust. Einst sahen zwei Zentauren, Rhökos und Hyläos, die schöne Jägerin dahineilen und verabredeten sich, sie zu entführen. Als sie ihr aber zu nahen wagten, schoß sie beide mit ihren Pfeilen nieder. Außer an der Erlegung des Kalydonischen Ebers beteiligte sie sich noch an gar manchen kühnen Heldenunternehmungen, bei denen sie nicht selten die Männer durch ihre beispiellose Tapferkeit beschämte. So wohnte sie auch den berühmten Kampfspielen bei, welche der Sohn des Pelias zu Ehren seines gestorbenen Vaters in Iolkos anstellte; sie rang daselbst mit dem gewaltigen Peleus, dem Sohn des Äakos, und soll wirklich den Sieg über ihn davongetragen haben.

Als sie später ihre Eltern wiedergefunden hatte, drang ihr Vater, den einige Iasos oder Iasion, andre Schöneus, auch Mänalos nennen, mit Bitten in die Tochter, sie möchte sich doch mit einem tüchtigen Helden vermählen. Atalante aber wollte davon nichts wissen, sondern scheute das Joch der Ehe, zumal da ihr einst eine dunkle Weissagung geworden war, die da lautete: »Fliehe den Gatten, Atalante, du entfliehst ihm dennoch nicht!« Um nun den lästigen Schwarm zudringlicher Freier zu verscheuchen, schlug sie am Ende eines zum Wettlauf tauglichen Planes einen drei Ellen langen Pfahl in die Erde; diesen bestimmte sie als Auslaufspunkt für die Freier, und nur dem, der sie im Laufe besiegte, wollte sie als Gattin folgen; wer aber später zum Ziele gelangte als sie, dem sollte der Tod zum Lohne werden. Trotz dieser harten Bedingung war doch die Macht ihrer Schönheit so groß, daß zahlreiche Werber sich einstellten. Unter den Zuschauern des seltsamen Schauspiels saß auch ein schöner Jüngling, Hippomenes [Fußnote], welcher laut die Torheit der Freier tadelte. Sobald aber Atalante, strahlend von Anmut, die Rennbahn betrat und er ihrer ansichtig ward, verstummte er plötzlich und sprach bei sich selbst: »Verzeiht mir, die ich eben gescholten habe! Der Lohn, um den ihr Leben und Ehre wagen wollt, war mir unbekannt. Wahrlich, den seligen Göttern schätz ich den gleich, der diese herrliche Jungfrau erwirbt.« Jetzt begann der Wettlauf. Die kühne Atalante gönnte den Freiern, des Sieges im voraus sicher, einen Vorsprung; dann aber flog sie dahin wie ein Pfeil von der Sehne des Bogens. Die Bewegung erhöhte noch den Reiz ihrer Schönheit; und siehe, schon stand sie jauchzend am Ziel; weit hinter ihr folgten die Besiegten, die nun seufzend die gedrohte Strafe erlitten.

Da trat Hippomenes an den Pfahl und rief. »Warum, o Atalante, wirbst du um so wohlfeilen Ruhm, indem du mit Untüchtigen dich missest? Komm und wag es mit mir! Und wenn das Schicksal den Sieg mir verleiht, so wisse, keinem Geringen reichst du die Hand: Ich bin Hippomenes, des Megareus Sohn, ein Urenkel des Meeresfürsten Poseidon! Falle ich aber, so ist dein Ruhm um so größer, da du den Hippomenes besiegt hast.« Atalante blickte dem Redenden sanft in das schöne Antlitz. »O Jüngling«, begann sie, »laß ab von deinem Vorsatz! Sieh, mich jammert deine Jugend; du scheinst mir

edel und hochherzig, und jedes Mädchen wird sich glücklich preisen, dich ihren Gatten zu nennen. Ich aber kann dich nicht schonen, wenn du einmal den Wettlauf mit mir wagem; denn die Schande, besiegt zu werden, ist mir unerträglich.« So sprach sie, den herrlichen Jüngling gerührt betrachtend, und merkte nicht, daß die Liebe ihr eigenes Herz verwundet hatte. Hippomenes aber betete heimlich zur Göttin der Liebe: »Heilige Aphrodite, sei meinem Beginnen günstig und steh mir gnädig bei!« Und die Göttin vernahm sein Flehen; auf die Insel Zypern schwebte sie hernieder und pflückte von einem Wunderbaum, der ihr geheiligt war, drei goldene Äpfel. Dann trat sie, allen andern unsichtbar, zu Hippomenes, gab ihm die köstlichen Früchte und unterwies ihn schnell, wie er sie gebrauchen solle. Jetzt begann zum zweiten Male der Wettlauf, die Trompete ertönte, und Hippomenes enteilte zuerst. Vom Beifallsruf der Menge ermuntert, bot er alle Kräfte auf, aber noch war er fern vom Ziele, und schon war Atalante dicht hinter seinen Fersen. Da ließ er einen von den goldenen Äpfeln der Aphrodite fallen, und siehe, die Jungfrau stutzte: von der schimmernden Frucht gelockt, bückte sie sich, den Lauf hemmend, und hob sie staunend auf. Unterdessen hatte der Jüngling einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen, und als Atalante ihn wiederum einholte, warf er den zweiten Apfel auf die Rennbahn. Und abermals konnte sie der Lockung nicht widerstehen, während Hippomenes dem Ziele immer näher flog. »Nun stehe mir bei, hilfreiche Göttin!« betete er laut und entsandte den letzten der Wunderäpfel. Die Jungfrau zauderte zum drittenmal, und während sie die goldene Frucht vom Boden hob, hatte Hippomenes das Ende der Bahn erreicht, von der jauchzenden Menge als Sieger begrüßt. Nicht ungern, so sagt man, folgte die Besiegte dem herrlichen Jüngling als Gattin, und niemals gab es ein zärtlicheres Paar als Hippomenes und Atalante. Ihrem Bunde entsproßte ein Sohn, so schön und anmutsvoll wie seine Eltern: Parthenopaios hieß der Held, der später vor Theben einen rühmlichen Tod fand.

Zethos und Amphion

Als der thebanische König Polydoros, ein Sohn des Kadmos, auf dem Totenbette lag, empfahl er seinen unmündigen Sohn Labdakos der Obhut seines Schwähers Nykteus. Dieser regierte mehrere Jahre lang in des Labdakos Namen, bis derselbe großjährig geworden war. Aber nur ein Jahr lang erfreute sich Labdakos der neuen Würde; da starb er, und Nykteus übernahm nun die Vormundschaft über Laïos, den kleinen Sohn des Labdakos. Nykteus hatte eine schöne Tochter, namens Antiope, welche von Zeus geliebt ward. Aber der König von Sikyon, Epopeus, der auch von ihrer Schönheit gehört hatte, kam heimlich nach Theben und entführte die Jungfrau. In Sikyon machte er sie zu seinem Weibe. Darüber ergrimmt Nykteus und fiel mit einem Heere im Lande des Epopeus ein. Es kam zur Schlacht, in welcher sowohl Nykteus als der Entführer verwundet wurden. Der Sieg aber blieb auf seiten des letzteren, und die Thebaner mußten mit ihrem sterbenden Herrscher nach Hause zurückziehen. Vor seinem Tode bestellte er seinen Bruder Lykos zum Nachfolger auf dem Throne, bis der kleine Laïos erwachsen sein werde; auch beschwor er ihn dringend, an Epopeus Rache zu nehmen und Antiope selbst wieder nach Theben zurückzubringen. Lykos gelobte dem sterbenden Bruder feierlich, nach seinem Willen zu tun, und rüstete sich zum Kriege gegen Epopeus. Aber dieser war inzwischen ebenfalls an seiner Wunde gestorben, und sein Thronerbe Laomedon gab die Antiope freiwillig heraus. Als nun Lykos mit ihr zurückkehrte, schenkte sie unterwegs in der Gegend von Eleutherä zwei Söhnen das Leben. Diese wurden alsbald im Gebirge ausgesetzt, aber ein gutherziger Rinderhirt nahm sich ihrer an und erzog sie allmählich zu herrlichen Jünglingen. Niemand ahnte, daß Amphion und Zethos Söhne des Götterkönigs selbst seien. Obwohl beide durch innige Liebe miteinander verbunden waren, so entwickelten sich doch ihre Gemüter ganz verschieden: Zethos wurde ein rüstiger Hirt, kühnen Sinnes und mit riesiger Körperkraft begabt; Amphion dagegen übte sich im Gesang und Saitenspiel, denn er hatte von Hermes selbst eine Leier zum Geschenk erhalten; und er brachte es in seiner Kunst zu so hoher Meisterschaft, daß sogar der hehre Gott Apollon ihn seines Umgangs würdigte.

Während so die Brüder unerkant in der Einsamkeit dahinlebten, hatte ihre Mutter Antiope schweres Leid zu erdulden. König Lykos nämlich war zwar ein milder und gütiger Mann, aber er hatte ein böses Weib mit Namen Dirke. Diese war von Eifersucht betört und glaubte, ihr Gemahl liebte die Tochter seines Bruders. In ihrer blinden Wut übte sie an der Unglücklichen die grausamste Rache. Oft sengte sie ihr mit glühendem Eisen das goldene Lockenhaar weg, schlug ihr mit der Faust ins zarte Antlitz und quälte sie auf die boshafte Weise. Die arme Antiope mußte spinnen und arbeiten wie eine gemeine Sklavin und erhielt dafür oft kaum Wasser und Brot zur Nahrung. Tagelang schmachtete sie im Dunkel verpesteter Kerker, ihr Lager war der harte Stein. Endlich aber war das Maß ihrer Leiden voll; Zeus ließ in einer Nacht die Ketten von ihren Händen abfallen und sprengte die Tür des Gefängnisses. So enteilt die Unglückliche zu den Gipfeln des Kithairon, allein, unkundig des Weges, in finstrier Nacht, vom kalten Sturmwind gejagt, bis sie an ein einsames Hirtengehöft mitten im Walde kam. Dort flehte sie um ein Obdach. Zwei Jünglinge traten heraus, ihre eignen Söhne, die beide ihre Mutter nicht kannten. Amphion war sogleich willig, die Arme aufzunehmen, sein zartes Herz fühlte sich unbewußt zu ihr hingezogen; der trotzig Zethos wollte ihr zwar den Eintritt wehren, doch siegte zuletzt die Natur, und sie gewährten der Flehenden das Obdach. Allein jetzt kam auch schon Dirke dahergeeilt. Sie hatte die Flucht der Gefangenen bemerkt und ihre Spur verfolgt. Durch erlogene Beschuldigungen wußte sie die beiden Jünglinge zu überreden, daß Antiope eine gemeine Verbrecherin sei. Den Bitten und Drohungen der Königin wagten die Brüder nicht zu widerstehen,

und schon brachten sie einen wilden Stier hergeführt, an den sie ihre eigene Mutter binden wollten, damit sie auf Dirkes Befehl zu Tode geschleift werde da stürzte der alte Hirt herbei, der einst die Zwillinge vom Tode errettet hatte, und offenbarte das Geheimnis: Antiope ist die Mutter des Zethos und Amphion! Nun kehrte sich die gerechte Wut der Brüder gegen die nichtswürdige Dirke. Sie ward an den wilden Stier gebunden, und dieser schleifte sie durch das Gebirge, bis sie unter den gräßlichsten Qualen ihren Geist aufgab. Ihren Leichnam aber verwandelte der Gott Dionysos in eine Quelle in der Nähe von Theben, die den Namen der bösen Königin Dirke noch in späten Zeiten geführt hat.

Nun zogen Amphion und Zethos mit ihrer wiedergefundenen Mutter nach Theben, wo sie den schwachen Lykos vertrieben und selbst sich der Herrschaft bemächtigten. Da aber die Stadt, die unterhalb der alten von Kadmos erbauten Burg lag, noch keine Mauern hatte, so beschlossen die Brüder, sie mit einer solchen zu umgeben. Zethos brach gewaltige Felsblöcke aus den Bergen und schleifte sie zum Bau herbei; Amphion aber ließ sein Saitenspiel ertönen; siehe, da bewegten sich doppelt so große Blöcke ganz von selbst, folgten dem Klange der Musik und fügten sich selbst zusammen. So entstanden die berühmten Mauern von Theben; und weil Amphion die siebensaitige Leier erfunden hatte, bekam die Stadt ihm zu Ehren sieben Tore.

Die Dioskuren

Leda, die Mutter der schönen Helena, hatte zwei Söhne, Kastor und Polydeukes. Jener war der Sohn des Königs Tyndareus von Sparta, aber Zeus selbst galt für den Vater des Polydeukes; daher war letzterer unsterblich, Kastor dagegen sterblich. Da aber die Zwillingen an der Küste des wilden Taygetosgebirges geboren, einander an Gestalt und Gemüt völlig glichen und sich so herzlich liebten, nannte man sie auch beide Tyndariden nach Kastors Vater oder Dioskuren, das heißt Zeussöhne. Sie waren ihr ganzes Leben hindurch, ja auch im Tode unzertrennlich und unternahmen ihre mancherlei kühnen Heldenstücke immer gemeinsam. Von Schönheit und Anmut strahlend, zu Frohsinn und hilfreicher Güte geneigt, wuchsen sie zu herrlichen Jünglingen heran; Kastor war vor allem erfahren in der Kunst, unbändige Rosse zu lenken, Polydeukes aber wurde der berühmteste Faustkämpfer. Schon in früher Jugend hatten sie Gelegenheit, ihren unwiderstehlichen Heldenmut zu bewähren, als Theseus ihre geliebte Schwester Helena entführt hatte. Auf ihren windschnellen Rossen, die die Götter ihnen geschenkt hatten, jagten sie dem kühnen Räuber nach und befreiten die Schwester aus der festen Burg Aphidnai, wo sie gefangen saß. Später beteiligten sich die Zwillinge an der Jagd des Kalydonischen Ebers und vor allem an der Argonautenfahrt, wo Polydeukes den berühmten Faustkampf mit dem riesigen Bebrykenkönig Amykos bestand. Durch diese und viele andere Heldentaten erwarben sich die Dioskuren unsterblichen Ruhm, so daß der große Herakles sie zu Leitern der von ihm erneuerten Olympischen Spiele erkor.

In Messenien herrschte damals der König Aphareus, ein Schwager des Tyndareus, welcher ebenfalls zwei gewaltige Heldensöhne hatte, den Lynkeus und den Idas. Lynkeus, das heißt Luchsauge, führte seinen Namen mit Recht, denn seine Augen konnten durch einen Baumstamm, ja selbst durch den Erdboden hindurchschauen. Sein Bruder Idas war von ungeheurer Körperkraft und so verwegendem Mute, daß er es einst sogar mit dem erhabenen Apollon aufnahm. Die Tochter des Flußgottes Euenos, die schöne Marpessa, ward nämlich von Apollon geliebt und in seinem Tempel eingeschlossen. Aber Idas, der ebenfalls von heftiger Liebe zu der Jungfrau ergriffen war, brach in das Heiligtum ein und raubte die Geliebte. Als nun der erzürnte Gott ihm drohend entgegentrat, spannte Idas unerschrocken den Bogen gegen ihn, und es wäre zum Kampfe gekommen, wenn nicht Zeus selbst dem Streite ein Ende gemacht hätte, indem er der Marpessa freie Wahl zwischen dem göttlichen und dem sterblichen Freier ließ. Da wählte sie den Idas, der sie freudig heimführte; doch ein hartes Geschick raffte die blühende Gattin bald dahin.

Mit den beiden Aphariden Lynkeus und Idas waren die Dioskuren anfangs innig befreundet; zuletzt aber wurden die Freunde zu Todfeinden, und das ging so zu: Die zwei Brüderpaare zogen einstmals auf Beute aus. In Arkadien raubten sie eine herrliche Rinderherde, die sie untereinander zu teilen beschlossen; dem Idas übertrugen die drei andern das Amt der Teilung. Da zerlegte dieser einen Stier aus der Beute in vier Stücke und bestimmte, daß der, welcher seinen Teil zuerst verzehrt haben würde, die Hälfte des Raubes, der zweite das übrige haben sollte. Nun begann der seltsame Wettstreit. Aber kaum hatten die andern sich ans Essen gemacht, da war Idas mit seinem Teil schon fertig und half nun auch dem Bruder, sein Stück zu verspeisen. So hatten die Aphariden die Wette gewonnen und führten die ganze Beute lachend hinweg, während die Dioskuren leer ausgingen. Aus Zorn hierüber brachen nun diese in Messenien ein, entführten die schönen Töchter des Leukippos, Phöbe und Hilaeira, welche die Bräute der Aphariden waren, und vermählten sich mit ihnen. Dann brachten sie ihren Raub in Sicherheit und versteckten sich in einem hohlen Eichbaum; aus diesem Hinterhalt lauerten sie den Aphariden auf, um sie zu überfallen; denn sie wußten wohl, daß diese

ihren Schimpf nicht ruhig ertragen, sondern sie verfolgen würden. Lynkeus aber eilte schnellen Fußes zum Taygetos und stieg auf den höchsten Gipfel; von da durchspähte er die ganze Insel des Pelops bis an die Küsten des blauen Meeres, und bald erblickte er mit den gewaltigen Augen die beiden im hohlen Stamme versteckt, Kastor den Rossebezwinger und den preiswerten Helden Polydeukes, und zeigte sie seinem Bruder Idas. Rasch schlichen sie nun herzu, und ehe die Dioskuren sie gewahr wurden, schleuderte Idas den schweren Wurfspeer und durchbohrte Kastors Brust, daß er zu Boden sank. Polydeukes sah den blutenden Bruder zu seinen Füßen; da sprang er wütend hervor, um mit beiden Feinden zugleich zu kämpfen. Seinem Andrang vermochten sie nicht zu widerstehen, in wilder Flucht rannten sie dahin, bis an das Grab ihres Vaters Aphareus. Dort hob der starke Idas den Stein vom Grabhügel und schmetterte ihn gegen des Verfolgers Brust. Aber wie ein Fels im Meere stand Polydeukes, unerschüttert von der Wucht des anprallenden Marmors. Nun stürmte er auf Lynkeus ein und schleuderte ihm die Lanze tief in die Weichen, daß dieser sterbend zu Boden stürzte. Ein furchtbarer Kampf begann zwischen Polydeukes und Idas; jeder brannte vor Begierde, seinen toten Bruder zu rächen. Da blickte Zeus hernieder und nahm sich seines lieben Sohnes an. Eben war Idas im Begriff, einen riesigen Feldstein dem Gegner ans Haupt zu werfen, da entsandte der Donnerer einen feurigen Blitzstrahl, und von der himmlischen Flamme verzehrt, endete der letzte Aphaide.

Einen dankbaren Blick nur schickte Polydeukes zum Vater empor, dann eilte er zu seinem sterbenden Bruder zurück. Noch war dieser nicht tot, aber schwer röchelte die wunde Brust im Todeskampfe. Da stürzte Polydeukes laut weinend an der Seite des heißgeliebten Bruders nieder und rief mit gewaltiger Stimme: »O Vater Zeus, wie soll mein Jammer enden? O laß mich sterben mit diesem zusammen, Herr! Ehre und Freude ist dem Manne verloren, der seines liebsten Freundes beraubt ward.« Da schwebte der Götterkönig zu ihm herab und sprach: »Du bist unsterblich, denn du bist mein Sohn. Dieser aber entstammt einem sterblichen Vater. Wohlan denn! Frei stell ich dir selber die Wahl: Willst du, dem Tod und dem verhaßten Alter entflohen, im Olymp bei den seligen Göttern, selbst ein Gott, in Ewigkeit wohnen, doch ohne Kastor: es sei dir gewährt; oder willst du alles mit dem lieben Bruder teilen, so magst du mit ihm zugleich die Hälfte der Zeit in der finstern Unterwelt, die andere Hälfte im goldenen Himmelssaal weilen.« Also sprach der Gott, und jenem war das Herz nicht einen Augenblick von schwankendem Zweifel bedrückt; freudig und ohne Zaudern wählte er das gemeinsame Schicksal mit dem Bruder. Da erschloß Zeus dem Kastor Auge und Zunge. Und so bringen die Zwillinge, unzertrennlich wie im irdischen Leben, einen Tag beim Vater Zeus und den übrigen Göttern, den andern im dunkeln Hades gemeinsam zu. Die Menschen aber beten zu ihnen in allen Nöten des Lebens, denn sie verehren die Dioskuren als gnädige Helfer in Gefahr. Im Getümmel der Schlacht erscheinen die Brüder als leuchtende Sterne dem bedrängten Helden und führen ihn zum Sieg; auf tobender See, in Sturm und Wetter schweben sie auf goldenen Flügeln herab, den verzweifelnden Schiffbrüchigen zu helfen. Sankt-Elms-Feuer nennt jetzt der Seemann die wundersame heilkündende Lohe, welche in der Finsternis des Unwetters an Masten, Segeln und Tauen plötzlich aufleuchtet und in der der Griechen die hilfreichen Zwillinge herniedersteigen sah.

Melampus

Amythaon, ein Sohn des Kretheus, lebte in Messenien in der Stadt Pylos, die er gegründet hatte. Sein Weib Idomene gebar ihm zwei Söhne; der eine hieß Bias, der andre aber Melampus, das heißt Schwarzfuß; denn da das Kindlein einst im Freien eingeschlafen war, verbrannte ihm die Sonne die Fußsohlen, daß sie ganz schwarz wurden. Die beiden Brüder liebten sich zärtlich, und als sie noch klein waren, sandte sie der Vater aufs Land, wo sie friedlich miteinander lebten und groß wurden. Nun stand vor ihrem Wohnhause eine hohe Eiche, in deren Stamm ein Schlangennest sich befand. Melampus hatte oft seine Freude an den klugen Tieren, und als einstens die Arbeiter die alten Schlangen getötet hatten, jammerte ihn der verlassenen Jungen. Da schichtete er Holz zusammen, zündete es an und verbrannte die Körper der Alten; die kleine Brut aber nahm er mit in das Haus und zog sie auf. Wie nun die Jungen erwachsen waren, fügte es sich, daß Melampus einmal im Schlummer lag. Da krochen seine Pfleglinge zu ihm heran, stiegen auf seine Schultern und leckten ihm mit ihren Zungen die Ohren aus. Und als nun Melampus erschrocken aufwachte, wunderte er sich sehr, denn er verstand alles, was die Vögel, die über ihm hinfliegen, sangen. Seitdem war er ein berühmter Wahrsager, denn die Vögel verkündeten ihm die Zukunft. Später lernte er auch noch die Kunst, aus den Eingeweiden der Opfertiere zu weissagen, und ward der Liebling des Apollon, des prophetischen Gottes, der sich gern mit ihm unterhielt.

Neben Amythaon war der Held Neleus in Pylos mächtig. Dieser hatte eine wunderschöne Tochter namens Pero, welche so holdselig war, daß alle Welt um sie freite. Aber Neleus wollte sie keinem geben. Auch Bias, des Melampus Bruder, sah die schöne Pero und ward von zärtlicher Liebe zu ihr entflammt. Da ging er zu Neleus und bat um die Hand seiner Tochter. Neleus aber sagte, er werde sie nur dem vermählen, der ihm die Rinder des Iphiklos, ein Erbteil seiner Mutter, brächte. Diese Rinder waren von ausgezeichneter Schönheit und befanden sich zu Phylake in Thessalien, wo sie von einem Hunde so gut bewacht wurden, daß weder Mensch noch Tier in ihre Nähe gelangen konnte. Bias bemühte sich denn auch vergebens, die Rinder zu stehlen, und bat deshalb seinen Bruder, ihm dazu zu verhelfen. Melampus, der seinen Bruder Bias herzlich liebhatte, verstand sich auch gleich dazu, wiewohl er voraus wußte, daß er bei dem waghalsigen Unternehmen ergriffen und als Dieb eingekerkert werden würde. Doch wußte er auch, daß er trotzdem nach Jahresfrist die Rinder in seine Gewalt bekommen werde. Also verließ er sich auf unverhoffte Hilfe und reiste, wie er versprochen hatte, nach Phylake. Dort wurde er bei dem Versuche, die Herden zu stehlen, wirklich ertappt, mit Ketten gefesselt und ins Gefängnis geworfen. Als nun fast ein Jahr vergangen war, saß Melampus eines Tages sorgenvoll im Kerker; da hörte er, wie unter dem Dach in den Sparren die Holzwürmer arbeiteten und miteinander sprachen. Alsbald richtete er die Frage an sie, wie weit sie mit ihrem Zerstörungswerke seien. »Es ist nur noch der kleinste Teil zu zernagen«, antworteten die Würmer, »ein Stündchen Zeit noch, dann ist die Arbeit getan.« Wie Melampus dies vernahm, rief er laut nach dem Gefängniswärter und verlangte, sogleich in ein anderes Gebäude geführt zu werden, denn dieses werde noch heute zusammenstürzen.

Kaum war diese Bitte erfüllt worden, so fiel das verlassene Haus in Trümmer.

Bald gelangte die Kunde von der Sehergabe des Gefangenen zum König Phylakos, dem Vater des Iphiklos. Er wunderte sich sehr, und da er einsah, daß er den vortrefflichsten Wahrsager in seinem Kerker habe, ließ er ihn seiner Fesseln entledigen und vor ihn führen. Darauf nahm er ihn beiseite und sagte zu ihm, er wolle ihm die Rinder gern geben, wenn er seinen Sohn Iphiklos zu heilen vermöge. Dieser war nämlich als Kind ganz wohl und kräftig gewesen; durch einen sonderbaren Zufall aber

hatte er plötzlich noch in seiner Jugend seine Gesundheit verloren, so war er seitdem siech und schwächlich. Melampus versprach dem Könige, die Sache zu erforschen, und Phylakos wiederholte sein Versprechen, daß er ihm die Herden ausliefern wolle. Darauf schlachtete Melampus dem Zeus zwei Stiere, schnitt sie in Stücke und rief den Vögeln, sie sollten zum Mahle kommen. Als sie nun von allen Seiten zusammengeflogen waren, fragte sie der Seher, ob sie ihm den Grund von Iphiklos' Siechtum entdecken könnten. Die Vögel wußten aber alle nichts. Doch war da ein junger Geier, der erzählte, sein alter Vater sei daheim im Neste geblieben, vielleicht wisse der etwas von dem Geheimnis. Sogleich schickte Melampus einige Gesandte an den alten Geier, der auch nach kurzer Zeit wirklich erschien und dem Seher folgendes mitteilte: Einst habe Phylakos im Walde Holz gefällt, und da sein kleiner Sohn in der Nähe sich herumgetrieben, habe der Vater, zum Scherz und um ihn zu erschrecken, die blinkende Axt dicht vor ihm in einen Baum geschleudert, in dem sie steckenblieb und seitdem haftete. Dem Iphiklos aber sei der Schreck in die Glieder gefahren, und daher rühre sein Siechtum. »Wenn du nun«, so sprach der Geier weiter zu Melampus, »jene Axt findest, so schabe den Rost davon ab und gib dem Iphiklos denselben in Wein zehn Tage lang zu trinken, dann wird er gesund werden.«

Das war es, was Melampus von dem alten Geier erfuhr. Er tat, wie ihm geraten war, suchte und fand die Axt, schabte den Rost davon ab und gab ihn dem Iphiklos zehn Tage lang zu trinken. Alsbald ward derselbe frisch und gesund. Nun gab der erfreute König dem Melampus die Rinder, die er nach Pylos trieb und dem Neleus brachte. Von diesem erhielt er dafür die schöne Pero und gab sie seinem Bruder zur Gattin. So lebten sie etliche Jahre in Messenien. Iphiklos aber ward ein herrlicher Held, im Wettlaufe unbesiegbar; denn die Schnelligkeit seiner Füße war so außerordentlich, daß er über ein Getreidefeld, ohne die Ähren zu knicken, und über die Meereswogen, ohne sich die Knöchel zu benetzen, dahinlief.

Im Lande Argolis herrschten einst die Zwillinge Akrisios und Prötos, die Enkel der Danaide Hypermnestra und des Aigyptiden Lynkeus. Diese hatten sich nicht brüderlich lieb wie Melampus und Bias, sondern sie hatten schon Händel miteinander, als sie noch an der Mutter Brust lagen. Und als sie herangewachsen waren, stritten sie sich um die Herrschaft, bis Akrisios die Oberhand gewann und den Prötos aus dem Lande verjagte. Prötos aber floh nach Lykien zum Könige Iobates, der ihm seine Tochter zur Frau gab und ihn mit einem Heere nach Argolis zurückführte. Dort eroberte er die Stadt Tiryns, wo ihm die Zyklopen eine gewaltige Mauer und uneinnehmbare Burg bauten. Akrisios mußte nun mit dem Bruder teilen, so daß er selbst zu Argos, Prötos aber zu Tiryns König war.

Von seinem Weibe Anteia hatte Prötos drei Töchter, die so schön waren, daß alle Hellenen sie zu Gattinnen beehrten. Sie aber waren gottlos und stolz; und als sie einst in einen alten Tempel der Götterkönigin kamen, spotteten sie, daß derselbe so einfach und schmucklos war, das Haus ihres Vaters sei viel prunkvoller und glänzender. Doch die Göttin duldet nicht, daß ihr ehrwürdiges Heiligtum verhöhnt werde, sie schlug daher die gottlosen Jungfrauen mit schrecklichem Wahnsinn, also daß sie sich selbst für Kühe hielten und brüllend durch das Land liefen. In Argolis und Arkadien und im ganzen Peloponnes irrten sie sinnlos umher. Darüber war ihr Vater Prötos sehr betrübt, und da er von dem hohen Ruhme des Sehers Melampus gehört hatte, ließ er ihn zu sich rufen und bat ihn, seine unglücklichen Töchter zu heilen. Melampus sprach: »Ich will deinen Wunsch erfüllen, wenn du mir den dritten Teil deiner Herrschaft abtrittst.« Das war aber dem geizigen Könige zuviel, er wollte also darauf nicht eingehen, und die Folge war, daß die Mädchen noch rasender wurden. Ja ihr Wahnsinn steckte sogar die übrigen argivischen Weiber an, sie verließen ihre Wohnungen, mordeten ihre eignen Kinder und irrten wie jene brüllend umher. Als nun das Übel seinen höchsten Grad

erreicht hatte, berief Prötos, von Angst ergriffen, noch einmal den Melampus vor sich und bat ihn um Hilfe, indem er ihm den dritten Teil seines Reiches versprach. Aber der Seher weigerte sich jetzt zu helfen, wenn Prötos nicht auch seinem Bruder Bias ein zweites Drittel zusichere. So schwer es dem Könige ward, so willigte er doch endlich darein, denn er fürchtete, wenn er länger zögere, werde Melampus schließlich noch das ganze Land von ihm verlangen. Nun versammelte dieser sogleich die kräftigsten argivischen Jünglinge um sich, führte sie hinaus in die Gebirge und jagte mit ihnen unter lautem Geschrei und begeisterten Tänzen die Rasenden vor sich her bis in die Nähe von Sikyon. Während der Hetzjagd starb die älteste von den Töchtern des Prötos, die beiden andern aber wurden feierlich gereinigt, indem Melampus durch Gebete und Opfer die erzürnte Hera versöhnte. So kamen sie wieder glücklich zu Verstand, und ihr Vater gab außer dem versprochenen Lande die eine dem Melampus, die andere dem Bias zur Gattin, wodurch die Brüder mächtige Könige wurden. Von ihnen stammte eine große und glorreiche Nachkommenschaft ab, die Melampodiden, auf welche sich die Sehergabe des Ahnherren forterbte.

Orpheus und Eurydike

Der unvergleichliche Sänger Orpheus war ein Sohn des thrakischen Königs und Flußgottes Öagros und der Muse Kalliope. Apollon selbst, der melodische Gott, schenkte ihm ein Saitenspiel, und wenn Orpheus dasselbe rührte und dazu seinen herrlichen Gesang, den seine Mutter ihn gelehrt hatte, ertönen ließ, so kamen die Vögel in der Luft, die Fische im Wasser, die Tiere des Waldes, ja die Bäume und Felsen herbei, um den wundervollen Klängen zu lauschen. Seine Gattin war die holdselige Najade Eurydike, und sie liebten sich beide auf das zärtlichste. Aber ach, nur allzu kurz war ihr Glück; denn kaum waren die fröhlichen Lieder der Hochzeit verstummt, da raffte ein früher Tod die blühende Gattin dahin. Auf grüner Aue lustwandelte die schöne Eurydike mit ihren Gespielinnen, den Nymphen; da stach sie eine giftige Natter, die im Grase versteckt lag, in die zarte Ferse, und sterbend sank die Liebliche ihren erschreckten Freundinnen in die Arme. Unaufhörlich hallten nun die Berge und Täler vom Schluchzen und Klagen der Nymphen wider, und unter ihnen jammerte und sang Orpheus, seinen Schmerz in wehmütigen Liedern austönend; da trauerten die Vöglein und die klugen Hirsche und Rehe mit dem verlassenen Gatten. Aber sein Flehen und Weinen brachte die Verlorne nicht zurück. Da faßte er einen unerhörten Entschluß: Hinunter in das grausige Reich der Schatten wollte er steigen, um das finstere Königspaar zur Rückgabe Eurydikens zu bewegen. Durch die Pforte der Unterwelt bei Tainaron ging er hinab; schaurig umschwebten die Schatten der Toten den Lebenden, er aber schritt mitten durch die Schrecknisse des Orkus, bis er vor den Thron des bleichen Hades und seiner strengen Gemahlin trat. Dort faßte er seine Leier und sang zum süßen Klange der Saiten: »O ihr Herrscher des unterirdischen Reiches, gönnet mir, Wahres zu reden, und höret gnädig meine Bitten an! Nicht kam ich herab, von Neugier getrieben, den Tartaros zu schauen, nicht um den dreiköpfigen Hund zu fesseln; ach nein, um der Gattin willen nah ich mich euch. Vom Biß der tückischen Natter vergiftet, sank die Teure in der Jugend Blüte dahin, nur wenige Tage war sie meines Hauses Stolz und Freude. Sehet, ich wollte es tragen, das unermessliche Leid; als Mann hab ich lange gerungen. Aber die Liebe zerbricht mir das Herz, ich kann nicht ohne Eurydike sein. Darum fleh ich zu euch, furchtbare, heilige Götter des Todes! bei diesen grauenvollen Orten, bei der schweigenden Öde eurer Gefilde: Gebt sie mir wieder, die traute Gattin; laßt sie frei, und schenket ihr das allzufrüh verblühte Leben von neuem! Aber kann es nicht sein, o so nehmet auch mich unter die Toten auf, nimmer kehrt ich ohne sie zurück.« Also sang er und rührte mit den Fingern die Saiten. Siehe, da horchten die blutlosen Schatten und weinten. Der unselige Tantalos haschte nicht mehr nach den entschlüpfenden Wassern, Ixions sausendes Rad stand still, die Töchter des Danaos ließen ab vom vergeblichen Mühen und lehnten horchend an der Urne, Sisyphos selbst vergaß seiner Qual und setzte sich auf den tückischen Felsblock, den sanften Klagetönen zu lauschen. Damals, so sagt man, rannen selbst von den Wangen der furchtbaren Eumeniden Tränen hernieder, und das düstere Herrscherpaar fühlte sich zum ersten Mal von Mitleid bewegt. Persephone rief den Schatten Eurydikens, der unsicheren Schrittes herankam. »Nimm sie mit dir«, sprach die Totenkönigin, »aber wisse: nur wenn du keinen Blick auf die Folgende wirfst, ehe du das Tor der Unterwelt durchschritten, nur dann gehört sie dir; doch schaust du dich zu frühe nach ihr um, so wird dir die Gnade entzogen.«

Schweigend und schnellen Schrittes klimmen nun die beiden den finstern Weg empor, vom Grauen der Nacht umgeben. Da ward Orpheus von unsäglicher Sehnsucht ergriffen, er lauschte, ob er nicht den Atemzug der Geliebten oder das Rauschen ihres Gewandes hörte – aber still, totenstill war alles um ihn her. Von Angst und Liebe überwältigt, seiner selbst kaum mächtig, wagte er es, einen

schnellen Blick rückwärts nach der Ersehnten zu werfen. O Jammer! Da schwebt sie, das Auge traurig und voll Zärtlichkeit auf ihn heftend, zurück in die schaurige Tiefe. Verzweiflungsvoll streckt er die Arme nach der Entschwindenden. Ach, umsonst! Zum zweiten Male stirbt sie den Tod, doch ohne Klage – hätte sie klagen können, so innig geliebt zu sein? Schon ist sie fast seinen Blicken entschwunden: »Leb wohl, leb wohl!« so tönt es leise verhallend aus der Ferne. Starr vor Gram und Entsetzen stand Orpheus zuerst, dann stürzte er zurück in die finsternen Klüfte; aber jetzt wehrte ihm Charon und weigerte sich, ihn über den schwarzen Styx zu fahren. Sieben Tage und Nächte saß nun der Arme am Ufer, ohne Speise und Trank; zahllose Tränen vergießend, um Gnade fleht er die unterirdischen Götter; aber diese sind unerbittlich, zum zweiten Male lassen sie sich nicht erweichen. So kehrt er denn gramvoll auf die Oberwelt zurück in die einsamen Bergwälder Thrakiens. Drei Jahre lang lebte er so dahin, allein, die Gesellschaft der Menschen fliehend. Verhaßt ist ihm der Anblick der Frauen, denn ihn umschwebt das liebliche Bild seiner Eurydike: Ihr gelten alle seine Seufzer und Lieder, ihrem Andenken die süßen klagenden Töne, die er der Leier entlockt.

So saß der göttliche Sänger einst auf einem grünen, schattenlosen Hügel und begann sein Lied. Als bald bewegte sich der Wald, näher und näher rückten die mächtigen Bäume, bis sie den Sitzenden mit ihren Zweigen überschatteten; und auch die Tiere des Waldes und die munteren Vögel kamen heran und lauschten im Kreise den wundervollen Tönen. Da durchstürmten thrakische Weiber schwärmend die Berge, das tolle Fest des Dionysos feiernd. Sie haßten den Sänger, der seit dem Tode der Gattin alle Frauen verschmähte. Jetzt erblickten sie den Verächter. »Dort seht ihn, der uns verhöhnt!« so rief die erste der rasenden Mänaden, und im Nu stürzten sie tobend auf ihn ein, indem sie Steine und Thyrsosstäbe schleuderten. Noch lange schützten die treuen Tiere den geliebten Sänger; wie aber der Klang seiner Weisen allmählich in dem Wutgeheul der wahnsinnigen Weiber verhallte, flohen sie erschreckt ins Dickicht des Waldes. Da traf ein geschleuderter Stein die Schläfe des Unglücklichen; blutend sank er in den grünen Rasen; ach, durch den liederreichen Mund, der Felsen und Bergwild gerührt, entfloh die Seele.

Kaum war die mörderische Rote entwichen, da kamen die Vögel schluchzend herbeigeflattert, traurig nahten die Felsen und alles Getier; auch die Nymphen der Quellen und Bäume eilten zusammen, in schwarze Gewänder gehüllt. Um Orpheus klagten sie alle und begruben seine verstümmelten Glieder. Das Haupt aber und die Leier nahm die schwellende Flut des Hebros auf und trug sie mitten im Strome dahin. Noch immer klang es wie süßer Klagelaut von den Saiten und von der entseelten Zunge, leise antworteten die Ufer mit wehmütigem Widerhall. So trug der Strom das Haupt und die Leier hinaus in die Meeresfluten bis an das Gestade der Insel Lesbos, wo die frommen Einwohner beides auffingen. Das Haupt bestatteten sie, und die Leier hängten sie in einem Tempel auf. Daher kommt es, daß jene Insel so herrliche Dichter und Sänger erzeugt hat; ja selbst die Nachtigallen sangen dort lieblicher als anderswo, um das Grab des göttlichen Orpheus zu ehren. Seine Seele aber schwebte hinab ins Schattenreich. Dort fand Orpheus die Geliebte wieder, und nun weilten sie, ungetrennt und selig umschlungen, in den Gefilden Elysiums, auf ewig miteinander vereinigt.

Keyx und Halkyone

Keyx, der Sohn des Abendsterns und der Nymphe Philonis, ward durch unheilverkündende Weissagungen erschreckt und beschloß deshalb, über das Meer nach Klaros in Kleinasien, wo ein berühmtes Orakel des Apollon war, zu fahren. Seine treue Gattin Halkyone, eine Tochter des Windgottes Äolos, mit welcher ihn die innigste Liebe verband, suchte ihn mit Klagen und zärtlichen Vorwürfen von seinem Vorhaben abzubringen oder ihn doch wenigstens dazu zu bewegen, sie mit auf die gefährliche Reise zu nehmen. Obgleich er sich durch ihre Worte und Tränen im innersten Herzen gerührt fühlte, wich er doch nicht von seinem Vorsatze und versuchte sie durch Tröstungen zu ermutigen. »Lang zwar ist für uns beide jeder Verzug«, sprach er, »aber ich schwöre dir bei meinem strahlenden Vater: vergönnt mir das Schicksal die Heimfahrt, so kehre ich wieder, ehe der Mond sich zweimal erneuet hat.« Darauf ließ er alsbald das Schiff in die Flut ziehen und alles zur Reise rüsten. Beim Abschied konnte Halkyone ihren unsäglichen Schmerz nicht bergen. »Lebe wohl!« sprach sie nur und sank ohnmächtig am Ufer zusammen. Gern hätte der zärtliche Gatte noch gezögert, aber schon begannen die Jünglinge auf dem Schiffe die Ruder anzuziehen, daß das Meer schäumte. Da durfte er nicht länger weilen und eilte an Bord. Als Halkyone das nasse Auge erhob, sah sie den geliebten Mann auf dem Hinterteil des Schiffes stehen und ihr mit der Hand die letzten Grüße zuwinken. Sie erwiderte ihm auf gleiche Weise, und so folgte sie mit den Augen dem fliehenden Schiff, bis das weiße Segel ihrem Blick entschwand. Da kehrte sie wieder in ihr einsames Haus zurück, warf sich weinend auf das Lager und härmte sich um den entfernten Gatten.

Unterdessen führen jene immer weiter hinaus auf das hohe Meer; ein sanfter Wind begann zu wehen, die Ruder wurden beigelegt, und vom günstigen Lufthauch schwellen die Segel. Schon war die Hälfte der Fahrt zurückgelegt, gleich weit schwebte das Schiff von beiden Ufern, siehe, da schnob gegen Abend der schreckliche Euro von Süden daher und krönte die Wogen mit weißem Schaum; ein wütender Sturm erhob sich. »Schnell die Rahen herab«, schrie der Steuermann, »die Segel fest um die Stangen gewickelt!« Aber seine Worte verhallten ungehört im Geheul des Sturms und im Brausen der Wellen. Nun eilte ein jeder, zu tun, was ihn das beste dünkte: der eine zog die Ruder ein, andere verstopften die Ruderlöcher am Bord; hier wurden die Segel herabgerissen, dort ward die eingedrungene Flut wieder ins Meer geschöpft. Während dieser Verwirrung wuchs das Rasen der Winde, die das Meer bis zum Grunde aufwühlten. Verzagt stand der Lenker des Schiffes und bekannte, daß er nicht wisse, wie es stehe noch was er befehlen und verbieten solle. Nun verhüllt schwarzes Gewölk den Äther, finstre Nacht sinkt herein, nur vom zuckenden Blitz durchleuchtet. Der Donner kracht Schlag auf Schlag, immer höher türmen sich die Wogen und überschütten das Schiff mit salziger Flut. Laut auf schreit das Schiffsvolk, die Balken drohen schon zu wanken, und jetzt springt eine riesige Welle hinein in den inneren Schiffsraum. Da faßt die meisten Verzweiflung, der eine weint, ein anderer staunt wie zu Stein erstarrt; der preist den glücklich, welcher auf dem Lande ein Grab findet; der fleht die Götter um Rettung an und streckt vergebens die Arme zum unsichtbaren Himmel empor; der denkt an die Lieben, die er daheim gelassen, an den alten Vater, die zärtliche Gattin, die blühenden Kinder; – Keyx denkt nur an Halkyone, nur ihr Name tönt wieder und wieder von seinen Lippen. Wie auch sein Herz nach ihr sich sehnt, so freut er sich doch, daß sie jetzt fern ist. Ach, nach dem heimischen Ufer möchte er so gern sein Antlitz kehren, sterbend die Hände ausstrecken nach der Gegend, wo die Geliebte wohnt; aber im undurchdringlichen Dunkel der Nacht weiß er nicht, wohin er sich wenden soll. Jetzt stürzt der geborstene Mastbaum herab und zerschlägt krachend auch das Steuer. Stolz auf ihre Beute hebt sich die Woge wie eine Siegerin, und auf den

Grund des Meeres versenkt sie das Fahrzeug. Viele der Schiffer werden mit in den Strudel hinabgerissen und kommen nicht lebend wieder empor. Keyx hielt ein armseliges Brett mit der Hand, in der einst das Zepter ruhte. »Halkyone!« rief er, wie die müden Arme ihm erlahmten, »Halkyone!« seufzte er, als die Wellen über sein Haupt zusammenschlugen; »Halkyone!« murmelte zum letzten Mal der Mund des Ertrinkenden. Sein göttlicher Vater, der nicht vom Firmamente weichen durfte, verhüllte das Antlitz mit schwarzem Gewölk, um den geliebten Sohn nicht sterben zu sehen.

Unterdes zählte Halkyone, unkundig all des Jammers, die Tage und Nächte, die bis zur Heimkehr des trauten Gemahls noch verstreichen mußten; sie richtete schon die Gewänder, die er und die sie selbst tragen sollte; auch vergaß sie nicht, den Göttern, insbesondere der Hera, zu opfern, flehend, daß sie ihr den lieben Mann gesund wieder heimbringe. Hera sah es mit Trauern und sprach zu Iris, der Götterbotin: »Eile an den Hof des Schlafgottes und heiß ihn der harrenden Halkyone einen Traum in Gestalt des toten Keyx senden, daß er ihr das wahre Schicksal verkünde!« Als bald zog Iris das tausendfarbige Gewand an und eilte über den schimmernden Himmelsbogen hinab zu der Felsenbehauung des Gottes. Fern am westlichen Rande der Erdscheibe liegt ein Berg mit einer tiefen und weiten Grotte; dort herrscht der Schlafgott. Niemals dringen dahin die Strahlen des Helios, ein dunkler Nebel steigt aus dem Boden empor und hüllt alles in Dämmerung. Kein Laut, weder Hundesgebell noch menschliche Rede stört die ewige Stille. Nur ein sanfter Bach fließt mit einschläferndem Murmeln um den Eingang der Höhle; an seinen Ufern sprießen unzählige duftende Kräuter, aus denen die Nacht betäubenden Saft sammelt. Keine knarrende Tür ist in der Behauung, offen steht der Eingang. Tief im innersten Gemach steht ein Lager aus Ebenholz, mit schwellenden Kissen bedeckt; darauf ruht der Gott, die Glieder von süßer Ermattung gelöst, und rings um ihn liegen in tausend Gestalten die Träume, die Söhne des Gottes.

Wie nun Iris die Grotte betrat, erhellte der Glanz ihres Gewandes sogleich das ganze Haus. Der Schlafgott erhob matt die Augen, sank wieder und wieder zurück, nickte wie trunken mit dem Haupte, schüttelte sich aus sich selbst hervor und stützte sich auf den Arm. »Was bringst du für Botschaft, schimmernde Iris?« fragte er endlich. Schnell vollendete die Götterbotin ihren Auftrag und enteilte sogleich wieder zum Olymp, denn sie konnte den betäubenden Duft nicht länger ertragen, der die ganze Höhle durchdrang. Aber der Schlaf wählte aus der Schar seiner tausend Kinder den Morpheus, daß er den göttlichen Befehl ausführe; denn dieser war vor allen geschickt, Gang und Stimme, Gestalt und Antlitz der Menschen nachzuahmen. Der Alte sank zurück und barg wieder das Haupt im weichen Polster; Morpheus aber flog mit geräuschlosen Fittichen durch die Nacht und neigte sich über das Lager der schlummernden Halkyone. In des Ertrunkenen Gestalt, totenbleich, nackt, mit triefendem Bart und Haupthaar, die Wangen mit Tränen überströmend, sprach er also: »Kennst du deinen Keyx noch, armes Weib, oder hat der Tod mir die Mienen verwandelt? Du kennst mich! Ach, ich bin nicht Keyx, nein, nur sein Schatten. Ich bin tot, Geliebte. Im Ägäischen Meer, wo der Sturm unser Fahrzeug zerschellte, schwimmt meine Leiche. Darum lege Trauerkleider an und weihe mir Tränen, daß ich nicht unbeweint in die traurige Unterwelt wandeln muß.« Zitternd streckte die Schlafende die Arme aus, ihr eigenes Schluchzen weckte sie. »O bleibe! Wo eilst du hin?« rief sie dem schwindenden Traumbild nach. »Laß mich mit dir gehen!« Als sie nun allmählich zum vollen Bewußtsein kam, schlug sie das Haupt mit den Händen, zerraupte sich das goldene Lockenhaar, zerriß ihr Gewand und schrie laut auf vor unendlichem Jammer.

So nahte der Morgen. Da ging sie hinaus an das Meerestgestade, den Ort zu besuchen, wo sie einst dem Geliebten die letzten Grüße nachgesandt hatte. Wie sie so mit tränenden Augen in die blaue Ferne blickte, da erschien plötzlich weit vom Strande in den Wellen etwas wie ein menschlicher

Körper. Immer näher trugen es die Wogen heran, und je näher es kam, je mehr und mehr schwanden ihr die Gedanken. Jetzt, jetzt schwamm es ganz nahe ans Land. »Er ist's!« schreit die Unglückliche, die Hände nach dem Leichnam des teuren Gatten ausstreckend: »So also kehrst du mir zurück, du Armer! Wohlan, empfang mich denn, ich komme zu dir!« In die Flut will sie sich stürzen, aber siehe, Flügel heben sie durch die Luft, wehmütig klagend flattert sie als Vogel dicht über die Gewässer hin und schwingt sich schluchzend an die Brust des toten Gemahls. Und ist es nicht, als ob er die Nähe des trauten Weibes fühlte? Ja, wahrlich, die mitleidigen Götter verwandeln auch seine Gestalt und leihen ihm neues Leben. Als Eisvögel halten die beiden Gatten noch immer treu die alte zärtliche Liebe, in nie getrenntem Ehebund leben sie fort. Mitten zur Winterszeit kehren alljährlich sieben ruhige, windstille Tage wieder, dann sitzt Halkyone brütend im schwimmenden Nest auf dem glatten Spiegel des Meeres; denn ihr Vater Äolos hält zu dieser Zeit die Winde daheim im Hause und schafft seinen Enkeln schützende Ruhe.